

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **91 (1995)**

Heft 1

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

THOMAS ANTONIETTI/MARIE-CLAUDE MORAND (Hg.): *Tourismus und kultureller Wandel, Wallis 1950–1990*. Sitten: Walliser Kantonsmuseum Sitten, 1993. 175 S., Abb. (Ethnologische Reihe, Kantonales Museum für Geschichte und Ethnographie Valère, Forschungsstelle für regionale Gegenwartsethnologie, 3).

Geduldiges Papier war bisher mit Arbeiten über den Walliser Tourismus bedruckt worden¹; Arbeiten, für die es – um das Wort eines berühmten englischen Alpinisten über seine Bergführer aufzugreifen – um so besser ist, je weniger man von ihnen spricht. Mit der neuesten Selbstreflexion aus dem Tourisuskanton verhält es sich anders: Nachdem Band 1 der Ethnologischen Reihe der Kantonsmuseen die Geschlechterrollen und Band 2 die Emigration thematisierten², liegt mit dem dritten Band³ nun eine der wenigen Publikationen vor, die sich kompetent dem Tourismus des ganzen Kantons widmen – eine angesichts des zentralen Wirtschaftszweiges erstaunliche Forschungslücke.

Mit welchen Diversifizierungen das touristische Angebot auf die neuen Publikumswünsche reagiert, erläutert *Marie-Claude Morand* anhand des ökologischen, des «Sport and Fun» – und des Kulturtourismus. Aufschlussreich sind die Differenzen zwischen den Ansprüchen der «Fremden» und der Akzeptanz der Einheimischen. Während die Ökologie eher im Werbeprospekt denn in der Realität existiert und auf engagierte, demokratisch handelnde Umweltschützer kriminelle Attentate verübt werden, erfordert die Raumbewertung im (extremen) Sporttourismus keine Neuorientierung und kann im Land des (idealisierten) Kampfes gegen die Naturgewalten mit allseitiger Zustimmung rechnen – obwohl Extremsportarten und ihre Begleiterscheinungen letztlich ebenso «fremd» sind wie die als «nicht eigen» abgelehnten Argumente des Umweltschutzes. Mehrheitlich auf einheimische Ablehnung, oder zumindest auf Desinteresse, stossen auch die Manifestationen eines eher elitären, bisweilen avantgardistischen Kulturangebotes. Die Kunsthistorikerin fragt sich, ob der Kulturtourismus zu einem «Dialog zwischen Kultur und Bevölkerung» führen kann.

Nihil solidum nisi solum – unter dem sinnigen Wahlspruch von Kaspar Jodok Stockalper untersucht *Stéphane Anderegg* den Immobilienhandel und dessen Begleiterscheinungen: die Augenwischerei der Profiteure, die zwischen Widerstand und Opportunismus oszillierenden Reaktionen der Bevölkerung, die dem Ernst der Lage (wie gewohnt) um Jahrzehnte nachhinkende und verwässerte Gesetzgebung. Die lukrativen Grundstücksverkäufe brachten in die bisher gültigen Normen und Werte derartige Turbulenzen, dass der Autor an Durkheims Begriff der Anomie erinnert.

Anhand von Architektur, Politik, Bergführern und Festen fragt *Thomas Antonietti* nach den konkreten, (im weitesten Sinne) ästhetischen Dimensionen, in denen sich der aktuelle Tourismus nach aussen repräsentiert. Aus den Selbst- und Fremdbild umkreisenden Fragen greife ich das Beispiel des touristischen Bauens heraus: Das Credo der Geistigen Landesverteidigung, das in den Erwartungen ruraler Idylle bis dato seine Gläubigen findet, modelliert mit seinem uniformen Chaletstil das Gesicht ganzer Stationen. Vom vermeintlichen Vorbild des Bauernhauses jedoch ist artifizielle Ländlichkeit innerlich und äusserlich weit entfernt. Ob das Rustikale seitens der Promotoren ein Reuegebet auf die Bausünden früherer Jahrzehnte oder eine geschickte Marktanpassung darstellt, mag offenbleiben. Teils beinhalten eben diese «Bausünden» aber die freie Entfaltung innovativer, moderner Ideen. Im Gegensatz dazu wird der Fortschritt dort zum Problem, wo er sein Gesicht nicht mehr zeigen darf: Die Versatzstücke eines von Ländlichkeit infizierten Eklektizismus prägen ein pseudoalpines Bild, das mit den örtlichen Traditionen nicht das geringste gemein hat. Damit «verkehrt sich der Kampf gegen die Austauschbarkeit des Ortes zunehmend in sein Gegenteil», und an die Stelle produktiven Umgangs mit Tradition und Moderne treten Musealisierung und Neohistorismus. Letztlich kreisen viele Artikel des Bandes um diese Problematik, die Antonietti am überzeugendsten vorführt.

«Tourismus und Raumplanung» lautet der Titel, unter den *Francine Evéquo* und *Pascale Roulet* ihre Untersuchung über den Raum als Abbild wirtschaftlicher und sozialer Prozesse der letzten Jahrzehnte stellen. Die Fallbeispiele Riederalp und Verbier machen deutlich, wie eine Regionalisierung, verstanden als Zusammenarbeit benachbarter Stationen, die vielschichtigen Probleme (Auslastung, Werbung, Ausbau, Bodenknappheit, Entsorgung) in den Griff bekommen könnte. Die Projektentwürfe zur Entwicklung Verbiers von Armin Meili⁴ aus dem Jahre 1945 zeigen einmal mehr, dass die Antworten auf die Erfordernisse einer Umbruchphase nicht in irrational als «menschlich» verfochtenen, de facto kleinteilig-schweizerischen Massstäben liegen können.

Den Elementen, derer sich touristische Werbung im Falle der Riederalp und Verbiers seit 1945 bedient, gilt der Aufsatz von *Flora Madic*. Nach einem deskriptiven Exkurs zu den Parametern Natur, Infrastruktur und Kultur schlussfolgert die Autorin, dass die Natur vorwiegend dann in der Rolle des Garten Eden zum Einsatz gelangt, wenn das Ausmass der touristischen Infrastruktur eher den Eindruck

einer Stadt als den eines Bergdorfes erweckt – und damit die Exotik der Gegenwelt, der Reiz des Reiseziels Gefahr läuft, abhanden zu kommen.

Dem leiblichen Wohl der Reisenden gelten die beiden folgenden Beiträge. *Isabelle Raboud*, Konservatorin des neugeschaffenen Walliser Wein- und Rebbaumuseums in Salgesch/Siders, behandelt die Einflüsse touristischer Vorstellungen auf die Repräsentationsformen des Weinbaus einerseits und den Impact des Weinbaus auf den Fremdenverkehr andererseits. Die wechselseitigen Auswirkungen exemplifiziert die Autorin anhand der touristischen Werbung, den Besuchen in Weinkellern und Weinbergen, dem Aufstieg der Vitikultur in das lokale Selbstbewusstsein. Auch hier grüsst mit der Architektur der Weinkeller die erwähnte Thematik: Der rückwärtsorientierte Wunsch nach Ambiente und Ritual (trachtentragende Schönheiten servieren im gemütlichen, mit alten Gerätschaften dekorierten Carnotzet einen Wein, mit dem ein alter Winzer, im Ornat der Arbeit, fachmännisch testend den Gaumen befeuchtet) verträgt sich schlecht mit der neuen Gangart findiger Weinbauern (neue Weinbezeichnungen, modernes Outfit der Produkte, deren Goût nun von Kennern ausgemacht und nicht durch die Nostalgie des Degustationslokales bestimmt wird).

Der festen Nahrung wendet sich *Hassan Sidi Maamar* zu, indem er als Entrée die Frage nach der kulinarischen Spezifik des Kantons und der Reaktion der Küche auf den Fremdenverkehr aufischt. Als Ingredienzen tauchen sowohl die eintönig standardisierten Fondues und Käseschnitten als auch die pseudoländlichen Gerichte auf – Symptome von Innovationslosigkeit einerseits und der verkrampften Suche nach Typischem andererseits; die aufmerksame Leserschaft erinnert sich an Parallelen... Ob die Geschmacklosigkeit der touristischen Küche weiter auf den generell keimfreien Lebensstil oder (wie es sich auch lange mit Dialekt und Hochsprache verhielt) auf die Angst vor dem Anschein der Rückständigkeit zurückzuführen ist, bleibt offen. Den Hauptgang haben hier künftige ForscherInnen zu servieren.

Was bei der Eröffnung des Walliser Dorfes im Europapark Rust (D) in den Politikerreden als Heimat gewürdigt wird, dechiffriert *Thomas Antonietti* als eine «konsumorientierter Beliebigkeit» dienende Blockbauhülle. Das «Dorf» steht damit nicht mehr in der ideologischen Tradition seiner Vorgängerbauten (unter denen die der Landesausstellungen von Genf 1896 und Zürich 1939 die bedeutendsten sind). Die Translation der bislang als Reliquien der Vergangenheit verehrten Gebäude ist einer *bricolage* der Freizeitgesellschaft gewichen, die von KulturwissenschaftlerInnen neuerdings mit dem Begriff der *Disneylandification* umschrieben wird. Dass Kopien und retrophile Fantasien, Imitationen und Rustikales nicht einfach ad acta zu legen sind, sondern dass *le n'importe quoi*⁵ mehr und anderes bewirkt als ein Original, dürften einige KostgängerInnen der Volkskunde wohl schwer verdauen.

Die Herausgeber sind sich bewusst, im weiten Problemfeld des Tourismus nur eine kleine Parzelle abzustecken. Auch dürften deutschsprachige VolkskundlerInnen unter dem Titel «Tourismus und kultureller Wandel» auf Anhub anderes vermuten als die Schwerpunkte Planung, Architektur, Angebot und Marketing. Doch sind gerade diese Problemfelder zeitgemässer als die «typischen» (und andernorts wohl schon beantworteten) volkskundlichen Themen. Folgerichtig bliebe aber zu fragen, ob anstelle des wissenschaftlichen Duktus nicht ein anderes Vorgehen zur Verbreitung der gewonnenen Erkenntnisse geeignet wäre. Jedenfalls ist der ansprechend gestalteten Reihe baldige Fortsetzung – und Umsetzung zu wünschen.

Werner Bellwald

¹ Peter Arnold: 2000 Jahre Pass- und Fremdenverkehr im Wallis. Brig 1979.

² Thomas Antonietti: Ungleiche Beziehungen: Zur Ethnologie der Geschlechterrollen im Wallis. Walliser Kantonsmuseen, Ethnologische Reihe Band 1, Sitten 1989. – Valais d'émigration/Auswanderungsland Wallis; Begleitpublikation zur Ausstellung Ubi bene ibi patria – Auswanderungsland Wallis, 16.–20. Jh. Redaktion: Thomas Antonietti, Marie Claude Morand. Kantonales Museum für Geschichte und Ethnographie Valère, Ethnologische Reihe Band 2, Sitten 1991.

³ Gleichzeitig in französischer Fassung erschienen unter dem Titel: Mutations touristiques contemporaines. Valais 1950–1990.

⁴ Direktor der Schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1939.

⁵ Siehe Bernard Crettaz: La beauté du reste. Confession d'un conservateur de musée sur la perfection et l'enfermement de la Suisse et des Alpes. Genève 1993.

ROBERT CANTWELL: *Ethnomimesis. Folklife and the Representation of Culture*. Chapel Hill: University of North Carolina Press 1993. XX, 323 Tp. Bibliography, Index.

Im Jahr 1968 fand auf dem Mall in Washington D.C. das erste *Festival of American Folklife* statt. Inmitten der «Strasse der Hochkultur» der amerikanischen Hauptstadt, gesäumt von den Museen der Smithsonian Institution, sollte nun auch die Volkskultur vorgezeigt werden. Volkskünstler und Musiker sowie Mitglieder ethnischer Minoritäten und traditioneller Berufe aus jeweils zwei Bundesstaaten und zwei Ländern wurden jedes Jahr eingeladen, ihre Folklore während kurzen, turbulenten und meist heissen Wochen einem grossen Publikum vorzuführen. Für die amerikanische Folkloristik, sowohl in der Universität wie in der Öffentlichkeitsarbeit, war dieses Festival vorerst eine Errungenschaft. Fachwissen und praktische Tätigkeit zur Bewahrung und Förderung von Amerikas kultureller Vielfalt erhielten staatliche Anerkennung und wurden während der folgenden Jahre durch einen Akt des Repräsentantenhauses mit einem Budget zur Gründung einer staatlichen Koordinationsstelle in Washington D.C. belohnt. Die Meinungen über Sinn und Zweck eines Festivals der Volkskultur teilen sich allerdings stark sowohl entlang politischer wie ethischer Kriterien, und es erstaunt deshalb kaum, dass das vorliegende Buch und sein Autor keinen leichten Weg durchliefen.

«Vielleicht war es besser für alle Beteiligten, dass das Buch, wie immer es auch herauskommen sollte, mir gehören würde», schreibt der Amerikanist Robert Cantwell zur schwierigen Genese des vorliegenden Textes (S. XVII). Wenige Jahre vor dem 20. Jubiläum des *Folklife Festivals* war er von der Festival-Direktion innerhalb der Smithsonian Institution angefragt worden, ob er eine Geschichte dieser Veranstaltung recherchieren und schreiben würde. Von Anfang an war ihm klar, dass aus den Tausenden von Ton-, Bild-, Film- und Schriftdokumenten zwar eine Geschichte geschrieben werden konnte, dass diese Geschichte jedoch nur für wenige, direkt beteiligte Menschen interessant sein würde. Was Cantwell statt dessen zu erfassen suchte, war die kulturpolitische und menschliche Dynamik, auf der diese «Ausstellung von Kultur» alljährlich beruht, und die Auftraggeber schienen diese Idee zu unterstützen. Inner- und ausserhalb des Fachbereichs Folkloristik ist das Festival jedoch ein Politikum, und nach vier Jahren des Nachforschens, Beobachtens und Interviewens wurde Cantwell indirekt mitgeteilt, dass sein Buch nicht mehr erwünscht sei, und der Vertrag wurde gekündigt.

Dem nunmehr freischaffenden Akademiker Cantwell gebührt Dank, dass er seine Arbeit auch ohne Sponsor weitergeführt hat, denn auch ohne den Segen der Festival-Organisation ist «Ethnomimesis» zweifelsohne eines der interessantesten neuen Werke zum Thema Volkskultur in der Moderne und Postmoderne geworden. Mit «Ethnomimesis» bezeichnet Cantwell den Nachahmungsprozess, durch welchen wir uns eigene oder fremde, gegenwärtige oder vergangene kulturelle Elemente aneignen und für andere wieder neu darstellen. Der Begriff kann das ganze Spektrum von gewöhnlicher zwischenmenschlicher Kommunikation – wo wir uns schliesslich ständig vorliegender Muster bedienen – bis zu komplexen, musealisierenden Ereignissen umfassen. Während nach Cantwell unsere nachahmerischen Fähigkeiten von vornherein zentraler Baustein menschlicher Gemeinschaft sind, betrachtet er Ereignisse wie das Festival als Momente erhöhten Bewusstseins, wo Darsteller und Zuschauer sich ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Ethnien bewusst werden sollen; dies gerade in dem Moment, in dem das Andersartige als ästhetisch positiv erkannt wird.

Zusammenfassen lässt sich das Buch kaum. Es wandert von Shakespeares *Lear* zu Vignetten aus Cantwells teilnehmender Beobachtung am 1985er Festival, zu philosophischen Betrachtungen über das Ausstellen von Kultur seit den ersten grossen Expos im 19. Jahrhundert, zur Erfindung der Volkskultur als intellektueller Kategorie. Der rote Faden ergibt sich aus den stets präsenten Fragen «Warum haben wir Institutionen wie dieses Festival geschaffen?» und «Warum erleben wir wirklich bewegende Augenblicke der kulturellen Transzendenz innerhalb solcher Repräsentationen?» Cantwells Antworten sind holistisch; Individualpsychologie und Kulturgeschichte, Kapitalismus und Konsumgesellschaft, Festivität und Alltag sind verwoben in eine stimulierende Argumentation zur Rolle der kulturellen Darstellung im Menschsein des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Cantwell schreibt sehr flüssig, sein Stil ist involvierend und provozierend. Eingebettet in seine theoretischen Interessen finden sich Stücke einer Ethnographie des *Folklife Festivals* aus der Perspektive eines Menschen, der dieses Ereignis vermehrt und tief erfahren hat, und der es – trotz der anscheinenden Ängste der Organisatoren – nicht kritisieren will. Vielmehr will er das Festival, und damit sich selbst, verstehen, und bisweilen ist solche Selbsterkenntnis aufwühlender, aber auch spannender, als es die vorgesehene Jubiläumsschrift je hätte sein können.

Regina Bendix

JOHANN RUDOLF WEISS: «Ah! dieses Leben, diese Farbenglut!» Zwei Schweizer auf Gesellenwalz im Orient (1865-1874). Hg. von Paul Hugger. Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 1993. 303 S., Abb. (Das Volkskundliche Taschenbuch, 1).

Reiseliteratur ist von sich aus eine faszinierende Lektüre. Vor dem reisefreudigen und neugierig-wissbegierigen aufgeklärten 18. Jahrhundert sind es freilich fast ausschliesslich die Palästina-Pilgerreisen, die als Itinerarien von der Fahrt ins Hl. Land berichten. Mit dem bürgerlich-praktischen Blick des 18. Jahrhunderts ändert sich auch die Qualität des Berichteten: Das Interesse liegt nun auf der Deskription und der Erfassung, so dass die Reiseliteratur über Südosteuropa und den Vorderen Orient zu den häufig verwendeten historischen und volkskundlichen Quellen zählt. Als solche sind sie dennoch kritisch zu benützen, denn das «geistige Gepäck» beeinflusst nicht nur Blickwinkel und Farbgebung, sondern häufig auch die Tatsachen selbst. Der Grundsatz der Anthropologie und Ethnologie, dass der Forscher im allgemeinen das beobachtet und sieht, was er zu beobachten und sehen gelernt hat, gilt in einem etwas modifizierten Sinne auch hier. Und in die Urteile schleichen sich häufig ethnische Heterostereotypen ein, die in Listen von Völkercharakteren stereotyp wiederholt werden und von jedem Reisen sich scheinbar objektiv aufs neue bestätigen lassen. So ist die Reiseliteratur auch eine faszinierende Lektüre der Selbsterfahrung, wo an Beobachtung und Urteil, thematischer Selektion und Hierarchisierung der Daten Herkunft, Stand und Bildung, ab dem 18. Jahrhundert auch zunehmend die eigengeprägte Persönlichkeit des Reisenden abgelesen werden können.

Zu Recht steht also die Reiseliteratur, von der in hand-, aber auch druckschriftlicher Form in öffentlichen und privaten Bibliotheken und Sammlungen über ganz Europa hin ein gewaltiger Bestand noch einer systematischen Aufarbeitung harret, als ein Teil der in den letzten Jahren intensiver anlaufenden Tourismus-Forschung im Zentrum eines gewissen zeitlich bedingten Interesses; in dieser Geschichte des Früh Tourismus dürfen die Itineraria der Unterschichten, also nicht der missionarischen und diplomatischen Berufsreisen, der bürgerlichen Bildungsreisen, der *scholari* und *vaganti* und anderer mobiler Berufsgruppen, ein besonderes Interesse beanspruchen, werden doch die oft abenteuerlichen Erfahrungen des ambulanten Handwerkertums der Gesellen in der «weiten Welt» kaum aufgezeichnet. Über den hochinteressanten Text des Dekorationsmalers J.P. Weiss (1846–1933), der mit seinem Kollegen Aug. Gonzenbach im Zeitraum von 1865 bis 1874 als Gelegenheitsarbeiter fast den gesamten Vorderen Orient bereist hat (die Reiseroute geben die chronologisch geordneten Kapitel wieder: «Reise von Wien nach Belgrad» 1865/66, Belgrad-Bukarest 1866, Bukarest 1866–68, Bukarest-Konstantinopel 1868, Konstantinopel 1868/69, Smyrna, Syrien und Palästina 1869, Beirut 1869, Reise nach Jerusalem 1871, «Erste Reise nach Nazareth an die Kirchenarbeit» 1871, «Erste Reise nach Damascus und Balbek» 1871, «Reise nach den Cedern des Libanon und den Ruinen von Balbek» 1871, «Zweite Reise nach Nazareth» 1872, «Reise nach Egypten» 1872, Heimreise 1874, «Von Como nach Basel» 1874), gibt eine kurze Einleitung von P. Hugger (S. 7–18) Aufschluss, wo biographische Hintergründe, Grundsätzliches zur Gesellenwanderung (mit Bibliographie) sowie Überlegungen zu Text und Textedition aufgeführt sind. Der Grundgedanke der neuen Reihe besteht darin, einer breiteren Leserschaft interessante volkskundliche Quellentexte direkt, ohne grossen Anmerkungsapparat, zugänglich zu machen (wobei im vorliegenden Falle freilich manche Abschnitte ausgeklammert werden mussten), so dass sich der Rezipient selbst ein Urteil bilden kann über die Persönlichkeit des Reisenden, über Land und Leute aus seinem Blickwinkel, über Heterostereotypen, Bildungsklischees usw. Dabei ist im Falle von Weiss zu beobachten, dass hier durchaus bürgerliche Bildungsklischees am Werk sind, spätromantische Orient-Nostalgie, ein nicht unbedeutendes künstlerisches und archäologisches Interesse, das Weiss beim Anblick der Baureste von Heliopolis wesentliche Einsichten in die europäische Architekturgeschichte aufdämmern lässt, Eigenschaften also, die aus der entbehreungsreichen Reise zwar keine *peregrinatio academica* und keine Kavaliertour machen, aber auch nicht so ganz in das Bild der eigentlichen Gesellenwalz passen wollen; zu lebendig ist der Drang nach künstlerischen Studien, Skizzen, Zeichnungen und Beschreibungen von Architekturwerken, botanischen Sammlungen usw., zu weit der Interessenkreis und die Besichtigungslust der Gesellen. Typisch sind wohl die Entbehrungen, die Anspruchslosigkeit, das Sich-Durchschlagen, die temporären Arbeitsaufträge, die Strapazen des Reisens, die Unsicherheit der Zeiten. Romantisch farbenreich ist das bunte Völkergemisch der Sprachen und Religionen in den Grossstädten des Osmanischen Reiches der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet.

Dass die Lektüre des Buches trotz der beibehaltenen Orthographie des Verfassers immer anregend bleibt, dafür hat die Hand des Herausgebers gesorgt, der hie und da behutsam eingreift und grössere Traktate (Architekturdeskriptionen usw.) auslässt. Mit dem ersten Band dieser Reihe ist m.E. ein wichtiger Anfang gemacht, denn die Aufarbeitung der europäischen Reiseliteratur unter verschiedenen fachwissenschaftlichen Aspekten wird noch einige Generationen beschäftigen. Die volkskundliche Sicht-

weise (Reisende aus Unterschichten) ist dabei im Sinne der sozialpsychologischen Auto- und Heterostereotypenforschung, der Selbst- und Fremderfahrung, eine der interessantesten. Und für den Leser ist die Reise mit den beiden unverwüstlichen Schweizer Dekorationsmalergesellen sowohl ein kulturhistorischer Ausflug in den Vorderen Orient des vorgerückten 19. Jahrhunderts wie auch eine Reise ins «Innere der Schweiz»: Basler Handwerkermentalität, spätromantische Abenteuerlust, bürgerlicher Bildungsdrang und die Institution der «Gesellenwalz», hier freilich fast schon überschritten in Richtung modernerer Formen der Reismotivationen: der «Reise ohne Geld».

Walter Puchner

PAUL HUGGER: Die Schweiz zwischen Hirtenidylle und High-Tech-Performance. Eine volkskundliche Annäherung. Wien: Verein für Volkskunde 1993. 63 S., Taf. (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N.S., 10).

Ziel der vorliegenden Monographie ist es, einem fachlich interessierten Publikum auf knappem Raum (gut 60 Seiten) eine Annäherung an die Schweiz zu ermöglichen, und zwar unter spezifisch volkskundlichem Blickwinkel. Der Autor löst die anspruchsvolle Aufgabe durch eine klare Gliederung, durch den Verzicht auf Vollständigkeit (statt dessen werden, neben kürzeren Gesamtüberblicken, einige exemplarische Aspekte schwerpunktmässig vertieft) und durch reichhaltige Verweise auf weiterführende Literatur allgemeiner wie auch spezifisch volkskundlicher Natur.

Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert. Thema des ersten sind die Vielfalt, die Unterschiede und die Disparitäten in verschiedenen Lebensbereichen unseres Landes. Die trotz ihrer Faktendichte gut lesbaren Ausführungen sind oft ergänzt um wertvolle Ausblicke auf die historischen Hintergründe, die zum Status quo führten. Sie betreffen, um nur einige Beispiele zu geben, etwa die morphologischen Regionen der Schweiz, die Ernährungszonen – hervorragend am Beispiel der Frühstückskultur illustriert –, die Hauslandschaften, die Sprachgrenzen und -regionen und die politische Struktur.

Teil Zwei «soll nach den Unterschieden die Gemeinsamkeiten herausstellen, die für das Leben und Denken der Schweizer typisch sind und die vielfältigen Grenzen sprachlicher, wirtschaftlicher, konfessioneller und anderer Art überspannen» (S. 34). Als Beispiele solch übergreifender, verbindender Charakteristika der Schweizer werden unter anderem die Vereins- und Festfreudigkeit (letztere ausführlich am Beispiel der Fasnacht illustriert), das hohe Arbeitsethos und die ungebrochene Bedeutung nationaler Mythen herausgearbeitet und näher ausgeführt. Dass dieser Teil stärker als der erste auf Interpretation und Intuition angewiesen ist, leuchtet ein, geht es hier doch um den schwierigen Versuch, typisch Schweizerisches in einer Gesellschaft festzumachen, die sich mitten in einem Transformationsprozess in Richtung Multikulturalität, Heterogenität und internationaler Vernetzung befindet. Im Bilde verdeutlicht wird ein Teil des Gemeinten durch eine Zusammenstellung von Pressefotos aus den frühen 1960er Jahren, welche den Band abschliesst.

In seiner Gesamtheit bietet der schmale Band einen fakten- und kenntnisreichen, dichten Überblick der schweizerischen Gegenwartsrealität in volkskundlicher Sicht. Dass einige Aspekte (etwa Familienstrukturen und Rollenwandel oder die Multikulturalisierung der Gesellschaft) nur am Rande berührt sind, erklärt sich aus dem thematischen Fokus des Buches und der Art seines Aufbaus.

Basil Schader

ANDREA LANFRANCHI: Immigranten und Schule. Transformationsprozesse in traditionellen Familienwelten als Voraussetzung für schulisches Überleben von Immigrantenkindern. Mit einem Vorwort von Bruno Hildenbrand und einer Laudatio von Otto Speck. Opladen: Leske und Budrich 1993. 300 S., 5 S. Graphiken, Abb. (Reihe Biographie und Gesellschaft, 18).

«Immigranten und Schule» ist kein eigentlich volkskundliches Buch. Die Arbeit wurde als Dissertation im Bereich Sonderpädagogik eingereicht und 1992 mit dem Hans-Asperger-Preis ausgezeichnet, nicht zuletzt wegen ihrer wissenschaftlich-methodologischen Fundiertheit und wegen ihres interdisziplinär orientierten Forschungsansatzes. Dass «Immigranten und Schule» eine Darstellung und Würdigung in der volkskundlichen Fachpresse verdient, begründet sich mit dem Interesse, das das Buch auch für dieses Fach beanspruchen darf. Sowohl methodisch-methodologisch wie auch inhaltlich – als Beitrag zur Erforschung der Migrantenkultur und als sorgfältige Studie zu Fragen, Problemen und Bewältigungsleistungen im Umfeld des Wechsels von Kulturen und Kulturstilen – ergeben sich eklatante Querbezüge und Anregungen.

Den Ausgangspunkt der Studie bilden zwei Missstände: die krasse Überrepräsentation von Migrantenkindern in den Sonderklassen einerseits, und andererseits die Hilf- und Theorielosigkeit der mit diesem Befund konfrontierten Sozialwissenschaften (s. S. 11ff., 52ff., 249). Doppelt ist dementsprechend auch das Ziel der Studie: Zum einen hat sie «theoriebildende Intentionen und versucht, fallübergreifende Strukturen zu rekonstruieren» (S. 74), zum andern soll sie auch zu unmittelbar handlungsrelevanten Perspektiven führen. Beiden Zieldimensionen kommt es zugute, dass die berufliche Erfahrung des Autors als Schulpsychologe und Familientherapeut eine hohe Rückbindung seiner Reflexionen zur Praxis garantiert.

Lanfranchi legt seine Arbeit bewusst nicht als quantitative Studie an. Im Zentrum steht vielmehr die exemplarische und detaillierte Untersuchung dreier süditalienischer Familien, die sich trotz fast analoger Sozialdaten (Aufenthaltsdauer in der Schweiz, Qualifikation, Kinderzahl, Alter) bezüglich des Schulerfolgs ihrer Kinder auffällig unterscheiden.

Verantwortlich für diese Unterschiede ist, so die Hypothese des Autors, viel weniger die Begabung des einzelnen Kindes als Art, Richtung und Umfang der Transformationsprozesse und -leistungen, die seine Familie beim Wechsel ins Gastland erbrachte. Wo familiäre Strukturen, Denkfiguren und Traditionen der süditalienischen Kultur des Immobilismus und Klientelismus *tale quale* weitergeführt und der Interpretation und Konstruktion von Realität im neuen Land zugrundegelegt werden, fällt die Orientierung ungleich schwerer als dort, wo im «Innenleben» des Ökosystems Familie eine Transformation – verstanden als Reorganisation der eigenen Realitätskonstrukte und Deutungsmuster in Auseinandersetzung mit denen der veränderten Umwelt – vollzogen wird. (Dass dies die Kinder und ihren Schulerfolg am unmittelbarsten betrifft, leuchtet ein, stehen sie doch an der Schnittstelle der beiden kulturellen Systeme.) Für die von ihm untersuchten Familien und deren Lebenspläne gelangt Lanfranchi als Folge sorgfältiger und aufwendiger familienbiographischer Fallrekonstruktionen zur Typologie traditional-rückwärtsgewandt, traditional-sklerotisiert, traditional-vorwärtsgewandt. Dabei zeichnet sich der mittlere Typus durch die Übernahme einiger isolierter «Errungenschaften» aus, stagniert bzw. sklerotisiert aber in wesentlichen kommunikativ-interaktionistischen und familienrelevanten Sinn- und Handlungsstrukturen. Das Buch schliesst mit einem «Plädoyer für Strukturtransformationen in den Systemen Familie und Schule», welches konkrete Ansatzpunkte aufweist.

Worin liegt nun die Bedeutung der Studie für die Volkskunde? Methodologisch sicher darin, dass sie in ihrem ausführlichen Theorieteil ein Fenster öffnet auf eine ganze Palette aktueller Ansätze, Theorien und Verfahren umliegender Sozialwissenschaften (Soziologie, Psychologie, Sozialpsychologie, Interkulturelle Pädagogik, Ethnologie etc; vgl. S. 64), welche referiert und diskutiert werden. Besonders ausführlich dargestellt werden (im 4. Kapitel) die Ansätze, die für den Verfasser wegleitend waren: die familienbiographische Fallrekonstruktionsmethode als sinnverstehender Untersuchungsansatz, inspiriert durch die *Grounded Theory* (nach Strauss), die objektive bzw. strukturelle Hermeneutik (nach Oevermann) und die ethnographisch-systemorientierte Einzelfallanalyse und -rekonstruktion (nach Hildenbrand). Vom methodologischen Referat zur Veranschaulichung der konkreten Umsetzung führen uns die Ausführungen über die eigentliche Untersuchung, auch sie stets auch von methodischen Reflexionen begleitet. Hier beeindruckt die Sorgfalt und Durchdachtheit, mit welcher der Autor über verschiedene Stufen der Verdichtung vom Transkript des Tiefeninterviews zur Hypothesen- und Theoriebildung schreitet – selbst wenn einige wenige Deutungen im Rahmen der sequentiellen Mikroanalysen etwas gewagt scheinen.

In inhaltlicher Hinsicht schlussendlich liegen Transfer und Querbezüge zu volkskundlichen Themenbereichen nahe. Zum einen leistet die Arbeit einen wissenschaftlich fundierten Beitrag und ein taugliches Instrumentarium zur Erforschung und zum besseren Verständnis der Migrantenkultur als eines konstitutiven Elements der zunehmend multikulturellen Gegenwartsgesellschaft. Zum andern liegt die Nutzung ihrer theoretischen und methodischen Vorleistungen bei der Erforschung von Phänomenen im Bereich Binnenmigration geradezu auf der Hand. Lanfranchis Modell der Transformation familiärer Strukturen und sein Ansatz der familienbiographischen Fallrekonstruktion müsste sich auch bei der Untersuchung von Realitätskonstrukten und Bewältigungsstrategien einheimischer Migrant/innen bewähren, die sich etwa beim Wechsel vom Berggebiet in die grossstädtische Agglomeration (oder umgekehrt) vor ähnliche, wenngleich modifizierte, Ansprüche hinsichtlich Transformationen und Umdeutungen gestellt sehen. Dass Lanfranchi selbst – er wuchs im Puschlav auf – zu diesen Binnenmigranten gehört, mag zur Sensibilität und Qualität seines Buches beigetragen haben.

Basil Schader

ERNST WITZIG: «Da war's um mich geschehen.» Erinnerungen eines Hagestolz aus dem Basel des 19. Jahrhunderts. Hg. von Paul Hugger in Zusammenarbeit mit Ernst Huber. Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 1994. 205 S., Ill. (Das Volkskundliche Taschenbuch, 2).

Band Zwei der Volkskundlichen Taschenbücher verdankt sein Erscheinen einem Glücksfall: Das Manuskript lag, nach der Nachlassliquidation der Töchter des Autors, bereits beim Altpapier, als es in buchstäblich letzter Minute gerettet und dem Herausgeber zugänglich gemacht wurde.

Die Aufzeichnungen, die so erhalten geblieben und in ansprechender Aufmachung auch für ein breiteres Lesepublikum erschlossen sind, umfassen die ersten 38 (eben die «Hagestolz»-) Jahre des Basler Juristen Ernst Witzig (1858–1944). Sie schildern, gegliedert in sechzehn teils chronologisch, teils thematisch aufgebaute Kapitel, die bedrängten Verhältnisse, in denen der Verfasser als jüngstes Kind eines Schullehrers aufwuchs, seine nur knapp erfolgreiche Schul- und Universitätskarriere und die Widrigkeiten und Intrigen seiner ersten fünfzehn Jahre im Berufsleben. Überall, beruflich, gesellschaftlich und in seinen Bemühungen um eine Ehefrau, sieht er sich als mittelloser Aussenseiter, der über keine Beziehungen zur etablierten Welt des lokalen Grossbürgertums verfügt, hintangestellt und übergangen. Den ärmlichen Rahmen seines Junggesellendaseins bildet ein bunter Reigen von möblierten Zimmern und häufig wechselnden Mittagstischen bei verschiedenen Schlummermüttern und Kostgeberinnen. Die detailgetreue Beschreibung dieser Umstände wirft ein lebendiges Bild auf das kleinbürgerliche Pendant zur Burschen- und Junggesellenkultur der Handwerker im späten 19. Jahrhundert. Licher wird die Schilderung, wenn sie von der Unterhaltung berichtet, die der Autor vor allem in verschiedenen Vereinen findet. Aber auch sonst stehen manchen Passagen voll Bitternis humorvolle und nicht selten selbstironische Schilderungen bescheidener Vergnügen und Freuden zur Seite. Bemerkenswert sind insbesondere die ungewohnt offenen Darstellungen der verschiedenen Liebeleien und Brautwerbungen, hinter denen gut das komplexe Netz von gesellschaftlichen und ökonomischen Überlegungen, Konventionen und Ritualen sichtbar wird, das für die damalige Zeit charakteristisch war. Den Schluss des Textes bilden Heirat und Hochzeitsreise im Jahre 1897, die endlich doch noch zustande kamen, nachdem der Verfasser durch Liegenschaftsspekulationen zu etlichem Vermögen gekommen war.

Als volkskundlicher Quellentext liegt der Wert der Lebenserinnerungen, die Witzig ab 1924 aufzeichnete, vor allem in der Authentizität und Frische der Darstellung. Sie gestattet uns mannigfache Einblicke in verschiedenste Facetten des kleinbürgerlichen Alltags- und Junggesellenlebens. Daneben sind Witzigs Aufzeichnungen noch auf einer zweiten, tiefer liegenden Ebene von Interesse: als Buch gewordenen Psychogramm eines Menschen aus einfachen Verhältnissen, der sich seit frühester Jugend konsequent zurückgesetzt und übergangen fühlt und dem seine Familien-Rolle als «der Kleine» beinahe zwanghaft zum Lebensplan und Interpretament wird. Bitternis, Schuldzuweisungen und Attacken in der Art von eigentlichen Abrechnungen zeugen davon, wie sehr auch in der zweiten, glücklicheren Lebenshälfte diese Gefühle der Zurücksetzung noch nachwirken. So gesehen lässt sich die Aufzeichnung der Lebenserinnerungen mit Fug wohl streckenweise auch als Versuch der Verarbeitung verstehen.

Hinsichtlich der Edition des Textes sind die sorgfältigen, insbesondere ortsgeschichtlich wertvollen Anmerkungen hervorzuheben, ebenso die reichhaltige Bebilderung mit zeitgenössischen Fotografien. Eine knappe Einführung stellt den Text in seinen historischen und fachwissenschaftlichen Kontext und erweist sich als wertvolle Lesehilfe, indem sie seine Bedeutung als Beitrag zur Erforschung kleinbürgerlicher Lebenswelten wie auch seine Eigenheit gegenüber ähnlichen Zeitdokumenten akzentuiert.

Basil Schader

CHRISTINE AKA: Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. Detmold: Westfälisches Freilichtmuseum 1993. 240 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold – Landesmuseum für Volkskunde, 10).

Das Totengedenken hat im Christentum vielfältige Ausdrucksformen gefunden. Epitaphe, Grabdenkmäler, gedruckte Leichenpredigten, Todesanzeigen oder Haarandenken sind Zeugnisse privaten Gedenkens und der öffentlichen Erinnerung, denen die Forschung verschiedener Wissenschaftszweige in den letzten Jahren vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Christine Aka untersucht in ihrer an der Philosophischen Fakultät der Universität Münster angefertigten Dissertation Sterbebilder bzw. Totenzettel als eine spezifische Art des katholischen Totengeden-

kens, die bis heute in vielen katholischen Regionen bei Beerdigungen an die Trauergäste ausgeteilt oder als Beigabe mit den Dankeschreiben versandt werden. Totenzettel oder Sterbebilder dienen als Todesanzeige, sie sind eine Aufforderung zum Gebet für die Verstorbenen, und als Träger von Ablässen und Fürbittengebeten werden sie zum *Memento mori*. Sie zeigen im Sinne der *communio sanctorum* eine Verbindung zwischen Lebenden und Toten. Die zeitweilig ausführlichen biographischen Daten über die Toten bieten schliesslich eine instruktive Materialbasis für sozial- und familiengeschichtliche Erhebungen. Diese vielseitige Quelle, die nicht nur Lebensbewältigungsstrategien und Trauerbewältigung angesichts des Todes darstellt, sondern den Umgang mit dem Sterben und dem Tod dokumentiert, ist trotz ihrer massenhaften Verbreitung von der deutschen Volkskunde weitestgehend vernachlässigt worden. Aka erschliesst nun erstmals dieses wichtige Zeugnis für die Geschichte der Volksfrömmigkeit und der Auffassungen vom Tode. Sie wertet 3629 selbst gesammelte Totenzettel und fünfhundert Sterbebilder von gefallenem Soldaten aus dem Südoldenburger Raum von 1870–1980 aus.

Die Totenzettel begannen sich seit 1850 in allen europäischen Regionen und Schichten katholischer Konfession durchzusetzen. Besonders nach 1900 und in den 1920er Jahren gewannen sie eine grosse Popularität und wurden zum festen Bestandteil einer Beerdigung. Noch heute werden in Südoldenburg durchschnittlich zwischen zwei- und fünfhundert Totenzettel ausgegeben. Der Beginn ihrer massenhaften Verbreitung am Ende des 19. Jahrhunderts ist im Zusammenhang mit der maschinellen Massenproduktion von Druckgraphiken zu sehen. Zur gleichen Zeit hatte die katholische Kirche angesichts der starken Säkularisierung der Gesellschaft einen «Missionierungsfeldzug» angetreten, mit dem eine Restauration des Katholizismus angestrebt wurde. Die katholische Propagandabewegung, die als Reaktion auf die Aufklärung, die industrielle und wissenschaftliche Revolution im 19. Jahrhundert und den damit einhergehenden Rationalismus erfolgte, zeigt gewisse Parallelen zur Gegenreformation. Der Katholizismus suchte die in ihrem Denken verweltlichten Massen wieder für sich zu gewinnen. «Die Kirche rüstete sich zum Kampf um die Volksmassen» (S. 31). Alte Frömmigkeitsstrukturen wie der Arme-Seelen-Kult wurden wiederbelebt, die Position des Papstes mit dem Unfehlbarkeitsdogma erheblich gestärkt, und das durch die Aufklärung geschwächte Ordensleben erfuhr in dieser Zeit einen erneuten Aufschwung. In dieser Atmosphäre des katholischen Aufbruches lässt sich eine Renaissance der Marienverehrung und der Herz-Jesu-Feste als Teil der neuen Kultbewegung beobachten. Die Anzahl der Wallfahrten und der Empfang der Heiligen Kommunion verzeichneten einen deutlichen Anstieg. Die Möglichkeit, durch Presse und Literatur einen starken Einfluss auszuüben, liess eine Flut von religiöser Druckgraphik, Andachtsbildern, religiösen Romanen und Volkskalendern entstehen.

Das Südoldenburger Land besass aufgrund seiner Lage inmitten von protestantischen Regionen den Charakter einer Enklave mit dem entsprechenden Beharrungsvermögen in der Volksreligiosität und dem Totenbrauchtum. Die Sterbebilder mit ihren wiederkehrenden Bildmustern und stereotypen Texten spiegeln eine kollektive Haltung der Bevölkerung wider. Um die Auswahl der Bildmotive und Inschriftentexte in ihrer Entwicklung zu analysieren, nimmt Aka eine – in der Volkskunde leider viel zu seltene – quantitative Erfassung der Totenzettel nach Bildtypen und Textsequenzen vor. Die quantitative Darstellung des Datenmaterials mit insgesamt 29 Tabellen lässt drei Phasen erkennen: die frühe Phase von 1850–1900, die Zeit zwischen 1900–1960 und die Totenzettel seit den 1970er Jahren. Danach galten in der frühen Phase die Totenzettel mit ihren ausführlichen biographischen Angaben in erster Linie der Totenehrung und der Erinnerung. «Seine Inhalte bestanden zu einem grösseren Teil aus Worten über den Verstorbenen als aus Worten für ihn» (S. 210). Sie waren ein Prestigegegenstand bürgerlicher und grossbäuerlicher Selbstdarstellung, dem der Arme-Seelen-Kult untergeordnet war. In der zweiten Phase tritt die Funktion des Gebetsaufufes für die Armen Seelen allmählich in den Vordergrund, was sich in einer 100%-Verbreitung von Ablass- und Fürbittengebeten auf den Totenzetteln dieser Zeit äussert. So spielte das gute Sterben mit dem Empfang der Sterbesakramente bis in die 1960er Jahre hinein eine wichtige Rolle. Die Statistik zeigt, dass auf über 70% der Sterbebilder der Erhalt der Sterbesakramente ausdrücklich erwähnt wurde. Nach 1970 tritt dann ein deutlicher Wandel in der Gestaltung der Totenzettel ein. Auffällig ist zunächst die Reduzierung der Texte, eine gewisse Individualisierung gegenüber der strengen Standardisierung in den 1920er und 1930er Jahren sowie ein Zurücktreten der Leidensgestalt Jesu in den Bildmotiven zugunsten von Mariendarstellungen und den «Betenden Händen» von Dürer. Diese Veränderungen deutet Aka als einen Verlust der Angst vor der Strafe im Jenseits. Das Totengedenken löst sich fast überall von den Arme-Seelen-Vorstellungen und dem Jenseitskult, womit auch das helfende Eingreifen der Lebenden für die Toten überflüssig wird. Das Totengedenken für den Toten wird durch das Denken an den Toten ersetzt, es hat weniger verpflichtenden Charakter und kann auch aufgrund der fehlenden Jenseitshoffnung weniger Trost vermitteln. Aka enthält sich hier sicherlich bewusst einer Prognose für den Fortbestand der Totenzettel.

Die streng empirische Arbeit von Christine Aka kommt zu klaren, weitgehend entsubjektivierten Forschungsergebnissen. Sie hat ihren Untersuchungsgegenstand in einer geschlossenen Region wie dem Süddoldenburger Land klug ausgewählt. Die feingliedrige Sezierung und quantitative Auswertung der Quelle nach Bildmotiven, Sprüchen und Gebeten, Erwähnung der Sterbesakramente, Angabe der Todesursache, biografischen Daten oder etwa der christlichen Lebensführung entwerfen eine minutiöse Typologie der Totenzettel von 1870–1980. Mit Hilfe dieser Typologie lassen sich Änderungen im Frömmigkeitsverhalten, in den Jenseitsvorstellungen und im Totenbrauchtum erkennen. Die auf dichtem Datenmaterial beruhende Studie hebt sich wohltuend von der gerade auch im Bereich der Sepulkralforschung leider verbreiteten Art, weitreichende Schlüsse auf relativ dünner Materialbasis zu ziehen, ab und ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte des kollektiven Totengedenkens. *Barbara Happe*

ALISON DUNDES RENTELN/ALAN DUNDES (Eds.): *Folk Law: Essays in the Theory and Practice of Lex Non Scripta*. 2 vols. New York: Garland Publishing 1994. XVI, 1037 p. (Garland Folklore Casebook, 7).

Die rechtliche Volkskunde hat zwar ihre Liebhaber, in der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde hat sie sogar ihre eigene Abteilung, doch ist sie weder in der Lehre noch in der Forschung zentral. Bereits Jakob Grimm bezeichnete seine Recherchen, die schliesslich in den *Deutschen Rechtsalterthümern* (1854) gipfelten, als eine Arbeit, die ihm als Erholung zwischen Grammatik und Wörterbuch hätte dienen sollen – wenngleich die Strapazen schlussendlich doch erheblich waren. Ein Grund für den marginalen Status dieses Forschungszweiges liegt sicher in der Schwierigkeit, den Forschungsgegenstand einigermaßen zu definieren, denn was genau der Inhalt von «Recht» sein soll, ist für den Kulturforscher ähnlich schwierig wie etwa der Begriff «Volksglaube».

Die vorliegende, umfangreiche Artikelsammlung, die von der Juristin und Politologin Alison Dundes Renteln und ihrem Vater, dem Folkloristen Alan Dundes, zusammengestellt wurde, bringt eine willkommene Übersicht zu diesem interdisziplinären Forschungsfeld. Neben Volkskunde und Juristik, welche die Herausgeber als ideale Kombination zur Erforschung von *folk law* betrachten, haben sich Forscher aus Fachbereichen wie Geschichte, Philosophie, Soziologie, Kulturanthropologie und Archäologie mit *Lex Non Scripta* befasst, und die Sammlung lässt Vertreter all dieser Richtungen zu Wort kommen. Als Definition wird folgende Formulierung vorgeschlagen: «*Folk law* ist die mündlich überlieferte Gesamtheit von Pflichten und Verboten einer sozial definierten Gruppe, gebilligt oder verlangt von dieser Gruppe, und verbindlich für Einzelne oder Teilgruppen (wie Familien oder Sippen) unter Androhung von Bestrafung oder Busse» (S. XIII).

Die ersten 7 der insgesamt 57 Artikel beschäftigen sich weiter mit der Definition des Bereichs, wobei insbesondere die Unterscheidung von Sitte und Gesetz im Vordergrund steht. Bereits Rechtstheoretiker der klassischen Antike erkannten, dass kulturelle Normen oder Sitten zu verbindlichen Gesetzen werden können – aus *lex non scripta* entwickeln sich *lex scripta*. Problematisch wurde dies im Kulturvergleich, insbesondere in Kolonialsituationen, wo die Kolonialmacht üblicherweise das einheimische Recht von vornherein als minderwertige Kuriosität, die der «zivilisierten» Systematik entbehrte, einstuft. In der Tat widerspiegeln mehrere Beiträge der Sammlung diese Spannung, d.h. den Versuch von Kulturforschern, die innere Logik einheimischen Rechtes herauszuarbeiten.

Sechs weitere Beiträge sollen Vorläufer oder Pioniere des Forschungsbereichs vorstellen, und auch hier lässt sich erkennen, dass insbesondere Länder mit Kolonien, wie z.B. Holland, auch relativ früh ausführliche Studien zur Rechtsethnologie hervorbrachten. Artikel zu methodologischen Fragen – wie soll traditionelles Recht abgegrenzt werden, oder mehr praktisch orientiert, wie kann einheimischem Recht ein Platz in neuem, kolonialem oder postkolonialem Recht eingeräumt werden – werden im dritten Teil zusammengestellt.

Die folgende Abteilung bezieht sich spezifisch auf volkscundliche Eingrenzungen des Themas. Nebst einem Artikel zur Fachgeschichte finden sich hier Einzelstudien, die auf die unterschiedliche Art, Recht zu definieren, hinweisen. Ein historisch-rekonstruktivistischer Ansatz sucht im Inhalt «harmloser» Formen wie Kinderliedern nach Überbleibseln von älteren Rechtsnormen. Eher ethnographisch orientiert ist der Ansatz, *lex non scripta* in den Handlungen bestimmter Gruppen zu dokumentieren, und auch hier dient die Kinderkultur als Beispiel. Die Rolle von Symbolen, Sprichwörtern und anderen Gattungen innerhalb des offiziellen rechtlichen Prozesses kann ebenfalls untersucht werden, und der eigentliche Gerichtsvorgang, ethnographisch dargestellt oder interpretiert, deutet auf die Kultur der Juristen hin. Hier, wie auch in diesen zwei Bänden ganz allgemein, ist der internationale und historische Vergleich gewinnbringend. So wird zum Beispiel der zuerst exotisch anmutenden Fallstudie zur thailän-

dischen Wasserprobe eine Interpretation der westlichen Gerichtsverhandlung als mündliche Integritätsprobe gegenübergestellt.

Ein weiterer Abschnitt betrachtet schriftlich überlieferte mesopotamische, biblische, tibetanische, malaisische und marokkanische Codices. Im nächsten Abschnitt finden sich sieben Fallstudien, die das komplexe Ineinander von einheimischen, offiziellen, regionalen, nationalen und bisweilen auch kolonialen Rechtsnormen an konkreten Beispielen zeigen. Besonders fruchtbar ist hier die Gegenüberstellung einer rechtlichen Perspektive (die auf absolute Interpretationen hinzielt) mit den mehrschichtigen Blickwinkeln, die eine sozialhistorisch orientierte Kulturforschung einbringt. Auch hier wird das vermeintlich Exotische (etwa ein Fall aus einer philippinischen Stammeskultur) mit Beispielen aus den eigenen Breitengraden verglichen (z.B. eine vernünftig geschriebene, aber prägnante Studie zu den sozialen und rechtlichen Dimensionen der Schweinehaltung im New York des 19. Jahrhunderts).

Der zweitletzte Abschnitt befasst sich mit Konflikten zwischen offiziellem Gesetz und kultureller Norm in der Gegenwart, mit besonderem Bezug auf die rechtlichen Probleme plurikultureller Gesellschaften. Die Sammlung wird mit Beiträgen zu *lex non scripta* im Bereich des internationalen Rechts abgeschlossen, – Fragen des Universalrechtes, Menschenrechtes, ja sogar des Weltraumrechtes werden hier angeschnitten.

Die Herausgeber führen alle Abschnitte kurz ein, um die Fragestellungen zu umreißen. Jeder Beitrag ist des weitern mit einer Einleitung zu Autor und Sachgebiet und weiteren bibliographischen Angaben versehen. Der zweite Band schliesst mit einer kurzen Bibliographie zum Thema ab. Die Sammlung darf als umfassende Einführung in ein vernachlässigtes Gebiet wärmstens empfohlen werden.

Regina Bendix

HEIDI ROSENBAUM: Proletarische Familien. Arbeiterfamilien und Arbeiterväter im frühen 20. Jahrhundert zwischen traditioneller, sozialdemokratischer und kleinbürgerlicher Orientierung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992. 406 S., Abb.

In den Jahren 1985/86 führte Heidi Rosenbaum in Hannover-Linden – sie ist dort geboren und aufgewachsen – nach aufwendigen Vorarbeiten dreissig Interviews mit Bewohnern der bis 1920 selbständigen, damals preussischen Industriestadt durch. Befragt werden sollten zunächst Zeitzeugen, die ihre Kindheit und Jugend zu Ende des Kaiserreichs in Arbeiterfamilien verbracht hatten. Das Sample (achtzehn Frauen und zwölf Männer) wies jedoch eine breite Altersstreuung auf. Während die älteste Gesprächspartnerin schon im Jahre 1893 geboren wurde, sind eine erhebliche Zahl der Befragten, nämlich dreizehn, nach 1910 zur Welt gekommen, die jüngste stammt aus dem Jahrgang 1921. Da zwei der Betroffenen in der gleichen Familie aufwuchsen, konnten Aussagen über den Alltag von insgesamt 29 Arbeiterfamilien, die in Linden lebten, gesammelt werden. Die erlebte Zeit reicht von 1910 bis 1925, umfasst also die letzten Jahre der Kaiserzeit und – darüber hinaus – den Ersten Weltkrieg und die frühen Jahre der Weimarer Republik. Von primärem Interesse für Rosenbaum war das Stereotyp des in der bisherigen Literatur zur historischen Arbeiterkultur faktisch abwesenden «Arbeitervaters» (d.h. des verheirateten Arbeiters in seiner Rolle als Familienmitglied): «seine geringe Involvierung in den Erziehungsprozess, die Kompensation der Unterdrückung, die er selbst im Arbeitsleben erlitt, durch autoritäres Gebaren in der Familie usw.» (S. 14).

Der Interview-Leitfaden beschränkt sich sinnvollerweise nicht auf Fragen nach den Vätern, sondern umfasst die Komplexe: allgemeine Daten; Familiengeschichte (Grosseltern, Eltern); Wohnverhältnisse; Ernährung; häusliche Arbeit und Tageslauf; Ehebeziehung der Eltern; Verwandtschaft, Nachbarschaft, Geselligkeit; Verhältnis zu den Eltern und Erziehungssituation; ausserfamiliale Sozialisation; Sexualität; Schul- und Berufsausbildung; kirchliche Bindung.

Die Göttinger Wissenschaftlerin, die kürzlich als Professorin an das Seminar für Volkskunde der dortigen Universität berufen wurde, hat die Tonbandaufzeichnungen der Interviews, in denen altgewordene Kinder und Jugendliche über ihre Elterngeneration befragt wurden, auch anderswo als Quellen für Publikationen ausgewertet. So erschien 1988 ein Aufsatz im 8. Jahrgang der «Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie», der die im zu besprechenden Buch nochmals zusammengefassten Ergebnisse unter dem Titel «Typen väterlichen Verhaltens. Der Vater in deutschen Arbeiterfamilien am Ausgang des Kaiserreichs und in der Weimarer Republik» resümierte. Und auch zu Beginn des Artikels «Arbeiterwohnen und Arbeiterkultur» in der «Zeitschrift für Volkskunde» 90 (1994) wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, dass aus dem Fundus der Interviews von 1985/86 geschöpft wurde. Allen Veröffentlichungen, die von Rosenbaum zu diesem Umkreis bisher publiziert wurden, ist eine

abwägende Sachlichkeit gemeinsam, die durch Auswertung, Bewertung und kritische Interpretation der Zeitzugenaussagen bedingt ist. Die Ergebnisse sind angenehm faktenreich und vielseitig. Dies erfreut den Rezensenten angesichts der zur Zeit aktuellen Nostalgie innerhalb unseres Faches, die eine verstärkte Rückkehr zur geisteswissenschaftlichen Hermeneutik für erforderlich ansieht und einer Distanz zu sozialwissenschaftlicher Empirie einschliesslich ihrer Methoden und Theoriebildungen das Wort redet.

Rosenbaum stellt fest, dass die unangemessene Bewertung der Arbeiterfamilie in bisherigen Forschungen – von Sombart (1907) über Kanitz (1925) bis Emmerich (1974) – sich nicht durch neuerliches Studium von schriftlichen historischen Quellen aufbrechen lässt. Dennoch beginnt das Buch mit einer solide geschriebenen vergleichenden Ortsmonographie Lindens für die Zeit des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, die sich gliedert in wirtschaftliche Entwicklung, Bevölkerungsentwicklung, Sozialstruktur und Lebensverhältnisse der Lindener Bevölkerung (S. 34-95). Damit ist die Basis gelegt für die Definition von proletarischen Milieus, die anhand von Aussagen der Interview-Partner dominant in dreifacher Ausprägung auftraten: sozialdemokratisch, katholisch, kleinbürgerlich. Diese Kategorisierung wird in sämtlichen nun folgenden Kapiteln durchgehalten, wobei die anfängliche Differenzierung: «Neben dem sozialdemokratischen und katholischen Milieu hat es ... in der Lindener Arbeiterschaft noch weitere Milieus gegeben. Mit einer Ausnahme [dem Kleinbürgerlichen] wurden sie in den Interviews nicht sichtbar» (S. 123) mit fortschreitender Argumentation nicht mehr aufgenommen wird. Dadurch entsteht die Gefahr von Fehlinterpretationen beim Leser, der zwar die vielfältigen Aspekte proletarischen Familienlebens und proletarischer Lebenssituationen erfährt, jedoch immer wieder die Dreifaltigkeit der Milieus abgebildet findet, so in der Gliederung des vierten und letzten Kapitels: «Traditionelle Väter» (nur Katholiken aus klein- und unterbäuerlichem ländlichem Milieu?), «Sozialdemokratische Väter» und «Kleinbürgerliche Individualisten» (sic!). Durch diese Typisierung, verbunden mit unverkennbarer Sympathie für das sozialdemokratische Milieu als Träger der besten proletarischen Lebensform, können jedoch nicht die grundsätzlichen Erkenntnisse der Untersuchung verdeckt werden: Zu dieser Zeit bestanden innerhalb der Arbeiterfamilien eines Ortes unterschiedliche Leitbilder zu Familienleben und Vaterfigur, die jedoch nur partiell in den einzelnen Familien realisiert wurden und denen die Orientierung an bürgerlichen Werten und Verhaltensweisen gemeinsam war. Dies wird besonders deutlich in den im Anhang abgedruckten Rekonstruktionen von vier (Arbeiter-) Familiengeschichten.

Das im besten Sinne anregende Buch wird abgeschlossen mit einem prallen Anmerkungsapparat und einer soliden Bibliographie, die uns verdeutlicht, wie wenig die zurzeit kränkelnde volkskundliche Arbeiterkulturforchung bisher auf dem Gebiete der Empirie geleistet hat. Das Sachregister ist knapp gehalten.

Gewünscht hätte sich der Rezensent, mehr über das Freizeitverhalten der Arbeiterväter und ihrer Familien zu erfahren. Dabei meint er nicht unbedingt die organisierte Freizeit in Partei und Kirche oder deren Organisationen, sondern familiäre Verhaltensmuster in freier Zeit, etwa sonn- und feiertags und nach Ende des Berufslebens.

Rainer Alsheimer

DETLEV ALTENBURG/JÖRG JARNUT/HANS-HUGO STEINHOFF (Hg.): Feste und Feiern im Mittelalter. Paderborner Symposion des Mediävistenverbandes. Sigmaringen: Thorbecke 1991. 552 S., 20 Abb.

Der Leser, der zu einem Buch über Feste und Feiern im Mittelalter greift, erwartet vielleicht nicht unbedingt eine systematische Behandlung aller mit diesem Themenbereich verbundenen Aspekte, doch sicherlich eine exemplarische Darstellung des Themas aus der Sicht verschiedener Disziplinen. Bei allen Bemühungen der Herausgeber, «zum wissenschaftlichen Gespräch über die Grenzen der Einzeldisziplinen hinweg beizutragen», scheint dies Wunschenken geblieben zu sein. Im Vorwort nehmen die Herausgeber diese Einwände vorweg, indem sie auf das Problem eingehen, das freilich mehr ein Problem der Einzeldisziplinen selbst zu sein scheint. Gerade die kulturanthropologische Forschung und die Europäische Ethnologie (Volkskunde), die zu diesem Thema sehr wohl Grundlegendes hätten beisteuern können, sind unterrepräsentiert; das gilt auch für die einzelnen Philologien und die Kunstgeschichte, die Religionswissenschaft, Soziologie und Politikwissenschaft u.a.

Der Band gibt eine Auswahl der Beiträge (43) zum dritten Symposion des Mediävistenverbandes 1989 in Paderborn. Neben zwei öffentlichen Vorträgen war das Symposion und ist der Band in sechs Sektionen gegliedert, die jeweils mit einer unterschiedlichen Zahl von Beiträgen vertreten sind: Anthro-

pologische und sozialgeschichtliche Aspekte des Festes; Soziale Gruppen und ihre Feste im Mittelalter; Spieleute, Gaukler, Mimen; Ostern; Gegenfeste; Hochzeit; Tafelrundenfeste – Goldenes Vlies; Adventus-Entry. Dabei fällt auf, dass es offensichtlich keine theoretischen Beiträge zur Idee und Grundlegung des Festes und auch keine Auseinandersetzung mit solchen Theorien gegeben hat.

Es liegt auf der Hand, dass an dieser Stelle nicht alle Beiträge eingehend besprochen werden können. Es seien daher vor allem die in weiterem Sinne unser Fach betreffenden bzw. eine übergreifende Thematik behandelnden Beiträge erwähnt. Mit dem Verhältnis von Alltag und Festtag im Mittelalter beschäftigt sich *H. W. Goetz* und kommt zu dem Schluss, dass das frühmittelalterliche Fest zwar aus dem «normalen» Alltag herausgehoben, trotzdem aber zu «alltagsbezogenen und routinemässig wiederkehrenden Handlungen benutzt» wurde; Weltliches und Geistliches – dies ist vielleicht nicht gerade neu – wurde zu einer Einheit verschmolzen. Leider wurde die ausführliche Fassung mit Belegen und Tabellen andernorts publiziert.

Auch der Beitrag von *Harry Kühnel*, dem Begründer des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in Krems, ist von besonderem Interesse. Er geht auf die Tendenz des mittelalterlichen Menschen, alles zu quantifizieren, ein, auf die «Mentalität des Numerischen», die zu einer Funktionalisierung spätmittelalterlicher Festkultur im Dienste religiöser, politischer und sozialer Ziele führte. An zahlreichen Beispielen scheinbar zweckfreier kollektiver Festlichkeiten weist er die enge Verbindung von vordergründiger Zerstreung und politischen, religiösen oder ökonomischen Interessen nach.

Wolfgang Haubrich beschäftigt sich am Beispiel von Heiligenfesten und ihrem Liedgut mit der Genese mündlicher und literarischer Formen. Typologisch arbeitet er drei Formen des volkssprachlichen Heiligenlieds heraus, die Bittrufe, die Memorallieder und die Erzähllieder, deren Entstehung er gegen Ende des 9. Jahrhunderts ansetzt.

Über «Ländlich-bäuerliche Feste im Hoch- und Spätmittelalter» schreibt *Werner Rösener*; indem er zunächst auf die jahreszeitlichen Feste, d.h. die Maifeiern, eingeht, um dann Feste des Lebenszyklus (Bauernhochzeit) und des Kalenderjahres (Kirmes) exemplarisch zu behandeln. Dass ländliche Feste «eng mit dem allgemeinen Rhythmus der jahreszeitlichen Entwicklung» zusammenhängen, liegt auf der Hand, und vielleicht sollte man nicht «das gemeinsame Essen und Trinken» als das «Charakteristikum der Bauernfeste» bezeichnen. Essen und Trinken ist schlechthin ein konstituierendes Element fast jeden Festes und somit kein Charakteristikum einer bestimmten sozialen Gruppe.

Einen wichtigen Beitrag liefert *Thomas Zotz* mit der Untersuchung über «Die Stadtgesellschaft und ihre Feste», wobei er am Beispiel des Magdeburger Gralsfestes und der Nürnberger Fastnacht spezifische Eigenheiten urbanen Festgebarens untersucht. Eine wichtige Funktion wird hier in der zyklischen Bestätigung der Gruppenidentität gesehen.

Auf «Die Spielfrau im okzitanischen Mittelalter», die «Joglaressa» als Akrobatin, Tänzerin und Musikerin, die meist in Begleitung eines Trobadors auftrat, geht *Angelica Rieger* ein und bringt zahlreiche Belege für das im Mittelalter verbreitete Vorurteil, das die Joglaressa den Kurtisanen gleichstellt. Von hohem Quellenwert sind die der Untersuchung beigelegten Miniaturen aus Liederhandschriften der Trobadors.

Eine Sektion mit sechs Beiträgen ist der (mittelalterlichen) Feier des Osterfestes gewidmet. Für die jüdische Minderheit im christlichen Abendland hatte dieses Fest häufig eine gefährliche Katalysatorwirkung hinsichtlich antijüdischer Ausschreitungen und Pogrome. In seinem Beitrag «Das gefährliche Fest, Ostern als zeitlicher Kristallisationspunkt antijüdischen Verhaltens» geht *Markus J. Wenninger* auf diese Problematik ein: Ritualmordbeschuldigungen und Hostienfrevl hatten häufig einen unmittelbaren genetischen Bezug zum Osterfest. Im Verein mit den in ihrer Tendenz zunehmend antijudaistischen Passions- und Osterspielen scheint das obrigkeitliche Ausgehverbot an den Kar- und Ostertagen geradezu eine prophylaktisch-defensive Funktion für die Juden gehabt zu haben. Die Unhaltbarkeit der pogromauslösenden Anschuldigungen wird allein schon durch die «immer wiederkehrenden topischen Grundmuster» (Frantisek Graus) deutlich, zu denen sich der Tenor der Anschuldigungen verfestigt hatte.

In der Sektion «Gegenfeste» beschäftigt sich *Frank-Rutger Hausmann* mit Rabelais' «Gargantua» und insofern mit dem Karneval, wobei er von Bachtins Werk ausgeht. Für das Verständnis des Rabelaischen Werkes ist der Karneval von fundamentaler Bedeutung, so dass man von einer karnevalistischen Struktur sprechen kann, die das Werk einerseits als «eine die Hierarchien umstürzende <verkehrte Welt>» durchzieht, so wie «seine Narreteien auch (als) äusserlicher Zierat, um den Blick unmittelbar auf jene höhere Welt zu lenken» zu verstehen sind.

Als «Gegenfest» zur Fastnacht sieht *Dietz-Rüdiger Moser* das Fronleichnamfest. Ausgehend von seiner bereits früher formulierten These, die das Zwei-Staaten-Modell des hl. Augustinus als dem Ver-

hältnis von Fastnacht und Fastenzeit zugrundeliegende Idee und Grundstruktur interpretiert, geht er hier einen Schritt weiter und sieht in Fronleichnam das «in gewissem Sinn notwendige Gegenfest am Ende des Osterfestkreises», das sich aus der konsequenten Umsetzung augustinischen Gedankenguts ergeben habe.

Die Gestalt des Wilden Mannes im Karneval sowie die in Antike und Mittelalter verbreitete Bärenmaskierung weist *Philippe Walter* anhand von Texten Hinkmars von Reims und Adalberos von Laon als «im Mittelalter sichtbare Spuren eines grossen Mythos des Karnevals» nach, der vorchristlichen (keltischen) Ursprungs sei.

Ein weiteres Kapitel (Sektion) ist der «Hochzeit» gewidmet. *Trude Ehlert* befasst sich mit den verschiedenen «Funktionen des Hochzeitsfestes in deutscher erzählender Dichtung vornehmlich des 12. und 13. Jahrhunderts». Sie entwirft aufgrund der konventionellen Beschreibungsmuster eine Typologie der Hochzeitsfestbeschreibungen nach formalen und inhaltlichen Kriterien, die sie in fünf Gruppen einteilt. Die Analyse der Beispiele weist auf die Wichtigkeit der Position wie auch der Korrelation zwischen dem Beschreibungsmodus und der Funktion der Beschreibung hin.

Mit einer spezifischen Funktion der «Hochzeitsfeste als Akte monarchischer Repräsentation in salischer Zeit» beschäftigt sich *Franz-Reiner Erkens* in seiner sehr instruktiven und umfangreichen Untersuchung. Ein weiteres Kapitel ist dem Artus-Zyklus gewidmet, mit Beiträgen zu den Tafelrundenfesten und der Arthurischen Gesellschaft sowie der mittelalterlichen Artusliteratur.

Der letzte Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit dem Topos der Ankunftsfeiern beim Eintritt von weltlichen und geistlichen Würdenträgern in die mittelalterlichen Städte. Es verwundert, dass ein Thema wie «Der Papst auf Reisen» (*Agostino Paravicini Bagliani*) noch kaum wissenschaftlich untersucht wurde. Ähnlich wie heute, stellt der Autor fest, waren auch im Mittelalter die Päpste fast ständig auf Reisen, wobei, wie er betont, «der genaue Charakter einer Papstreise ... nicht immer leicht zu fassen ist». Im 13. Jahrhundert etwa war die römische Kurie während 60% aller Pontifikatsjahre von Rom abwesend und sechs Päpste haben die heilige Stadt niemals betreten. Es ist aufschlussreich, dass die Quellen zwar von den Haus- und Wohnungsmieten berichten, die sich bei Ankunft der Kurie etwa um 400% erhöhten, kaum aber von den Begrüssungsritualen bei den *adventus* des Papstes. Bei näherer Betrachtung stellt sich heraus, dass das Reisezeremoniell stark durch das zeitgenössische Krönungszeremoniell beeinflusst ist. Eine besondere Rolle spielt hier das «weisse Pferd» des Papstes, an das sich eine vielschichtige Symbolik knüpft. Der Reliquien- oder Hostienschimmel nimmt «einen ganz besonderen Platz als Symbolträger im Zeremoniell ein». Die hier angeschnittene Thematik bedarf noch eingehender Studien, berührt sie doch ein ganzes Bündel von Fragestellungen und Problemen, etwa der Mentalitätsgeschichte, der Sachkultur, der mittelalterlichen Ökonomie, der Symbolforschung und der zivilisatorischen Entwicklung im allgemeinen. Es ist ein Thema, das, wie der Autor bemerkt, in der *longue durée* eine Fülle von Bereichen tangiert.

Der öffentliche Schlussvortrag von *Peter Johanek*, der sich bewusst an ein breiteres Publikum richtet, erweist an Zitaten aus der Literatur die integrative Kraft des Festes. Er hebt auch den «partiell rauschhaften Zustand, der die Teilnehmer ergreift» hervor und deutet damit auf eines der wesentlichen psychologischen Elemente des Festes hin, das mit «Festesfreude» nur unzulänglich beschrieben ist. Der französische Soziologe Roger Caillois hat dieses Phänomen bereits vor über dreissig Jahren beschrieben (R. Caillois, *Les Jeux et les Hommes*, Paris 1958, dt. 1960).

Trotz der anfangs erwähnten Einschränkungen bietet der Band einen wertvollen Beitrag zu Einzelfragen des mittelalterlichen Festes, der vor allem für Historiker und die mediävistische Philologie von Interesse ist.

Leander Petzoldt

ANDREAS HARTMANN (Hg.): Zungenglück und Gaumenqualen. Geschmackserinnerungen. München: Beck 1994. 231 S. (Beck'sche Reihe, 1063).

Schon der erste Satz dieses Buches drückt ein für Volkskundler ungewöhnliches Pathos aus: «Aus dem Halbdunkel unserer Geschichte brandet unserem Gaumen gelegentlich ein unvergessener Sinnesindruck entgegen und trägt uns eine Erschütterung zu, deren vielfach überlagerter Ursprung in weiter Ferne liegt.» Damit soll dem Leser die schlichte Überlegung mitgeteilt werden, dass Erinnerungen an früher Geschmecktes zuweilen unverhofft auftreten und dass dabei Situationen in Sinne und Gedächtnis treten, die weit über den Vorgang von Essen und Trinken hinaus Bedeutung für das Individuum haben. Geschmackserlebnisse können – um Beispiele im Text von Hartmann zu benennen – innerhalb eines angenehmen oder unangenehmen Kontextes in Fest und Alltag, in Familie und Öffentlichkeit, in Krieg und Not angesiedelt sein. Sie bestimmen – wie auch andere körperliche Erlebnisse – als berichte-

te Erinnerungen die eigene Biographie mit. Sicherlich kann man dabei von «harmlosen kleinen Geschichten am Rande» sprechen, im Gegensatz zu «Schlüsselerlebnissen», wie dies im Vorwort geschieht. Zu letzteren passt wohl die Aussage: «In ihnen findet es wirkmächtige Symbole, welche die Erinnerungen in Gang setzen, wobei sie dank ihrer bestehenden Sinnlichkeit zugleich für deren Wirklichkeitstreue bürgen» (S.7).

Essen und Trinken als Gebiet kulturwissenschaftlicher Forschung scheint in Deutschland «in» zu sein, ebenso wie das Sammeln «moderner» Erzählungen. Nur so lässt es sich wohl erklären, wenn Hartmann, auf keinesfalls leisen Sohlen, seinem Lehrer Rolf-W. Brednich folgend, rasch die Massenmedien Zeitung, Rundfunk und Fernsehen für seinen Aufruf gewinnen konnte, «persönliche Schmeckgeschichten bzw. Gaumenerlebnisse aller Art zu Papier zu bringen und mir zuzusenden» (S.8). Und Zufriedenheit spricht aus der Feststellung: «Unmittelbar nach der ersten Zeitungsmeldung erhielt ich einige Briefe, die mich durch ihre Innigkeit, ihren hintergründigen Witz und ihren melancholischen Ernst in ihren Bann zogen. Und sie machten erst den Anfang: Über Monate hinweg hielten die Postsendungen an, und an manchen Tagen empfing ich die Briefe gleich stapelweise».

Der Rezensent gesteht ein, dass er eine solche Kommunikationspraxis zwischen Volkskundler, Journalismus und Bevölkerung bisher selten realisiert sah, eine Praxis, die von Beginn an eine Anpassung des Wissenschaftlers an Medienverhalten und Sprachstil der Presse voraussetzt, um «erfolgreich» zu sein, d.h. möglichst viele Zuschriften einzuheimsen. Hartmann blieb, sollen wir ihm glauben, was er uns schildert, nicht mehr viel zu tun. Er griff ergänzend auf Interviews zurück, die er studentischer Mitarbeit in Hamburg während des SS 1993 verdankte, und legte uns diese Veröffentlichungen vor.

Die Gliederung – und damit die Aufteilung der gesammelten Schmeckerinnerungen auf Buchkapitel – wirkt einladend wie die Aufforderung zu einer Wanderung in einer aufregenden, vielleicht fruchtbaren Landschaft ohne Wanderkarte und Kompass bei nebligem Wetter: (I.) Chemie der Erinnerung, (II.) Familienszenen, (III.) Orte, Menschen, Momente, (IV.) Kulinarische Panoramen, (V.) Härtere Zeiten, (VI.) Zwischen Himmel und Hölle. Entsprechend eines solchen Zeitvertreibs verbleiben dem Leser wenig Anhaltspunkte, nach denen er beurteilen kann, ob die Anekdoten und sonstigen Schreibfrüchte sinnvoll dem jeweiligen Themenbereich zugeordnet wurden.

Ähnlich verhält es sich mit den einzelnen, vom Verfasser aufbereiteten und – wie er berichtet – anonymisierten Geschmackserzählungen. Auch wenn wir in Deutschland bei modernen Erzählungssammlungen nicht verwöhnt sind im Hinblick auf Kontext und Funktion, auf Performanz von Erzähler, Erzählen und Erzählvorgang, so verblüfft bei dieser Sammlung der Verzicht auf jeglichen Standard im Hinblick auf Quellenbeschreibung und -kommentierung. Unserem Fach droht ein Rückfall noch hinter die Qualität romantischer Sammler des letzten Jahrhunderts, falls es üblich werden sollte, Zeugnisse unserer gegenwärtigen Kultur so schludrig zu dokumentieren.

Also: cui bono? Auch die von Hartmann als Widmungsträger der gesammelten Geschmackserinnerungen benannten «vielen Menschen, die mit ihren Berichten diesen Band ermöglicht haben», werden vermutlich mit dem Buch nicht viel mehr anfangen können, als sich am Finden und an der Identifizierung ihrer Zuschrift zu erfreuen. Die einzelnen Abschnitten zugeordneten Auslegungen wie «Das Gedächtnis des Geschmacks» (S. 41–48), «Die kulinarische Familienerinnerung» (S. 87–98), «Gedächtnisfiguren» (S. 131–134), «Mangel und Genuss» (S. 190–194), «Identifikationen» [sic!] (S. 224–228) erscheinen uns als zufällige Einsprengsel, die zwar eine ausserordentliche Belesenheit im Hinblick auf Sekundärliteratur erkennen lassen und Vorwissen ausbreiten, jedoch die erstmals hier publizierten Erzähltexte nur kurzatmig und hastig auswerten. Hier wünscht man sich, dass zumindest bei einigen charakteristischen Berichten (etwa: «Gummibärchen und Leber», «Tischmusik», «Das achte Hackbällchen», «Hundefutter») exemplarisch weiterrecherchiert worden wäre: Über Erzähler oder Erzählerin, über Erzähltradition, über Lebensstil und Milieu, über den Wandel persönlicher und allgemeiner Einstellungen zu Essen und Trinken in der Zeit seit dem Erlebnis bis hin zur letzten schriftlichen Fixierung.

Der Autor hätte, da bin ich sicher, bei entsprechendem Aufwand und inhaltlichem Engagement die Erinnerungen von Zunge, Gaumen und Magen über das vorgelegte Konvolut hinaus fortsetzen können bis hin zu einer Pionierarbeit über Körperlichkeit und Erinnerung. Mit der nun vorliegenden Veröffentlichung hat er jedoch – so fürchte ich – sich und unserem Fach keinen guten Dienst geleistet. Und dies ist vermutlich mitbedingt durch die wenig reflektierte Annäherung an den Arbeitsstil seiner journalistischen Freunde. Es ist schade, dass man nach der Lektüre dieses Buches sich erinnert fühlt an bundesrepublikanische Wochenblätter mit ihren Leserbriefkampagnen, an Talkshows und ähnliche Inszenierungen, die kommentiert werden durch einen gescheiterten, aber sich zeitlich unter Druck setzenden Redakteur.

Rainer Alsheimer

DANILO BARATTI/PATRIZIA CANDOLFI : L'arca di Mosè. Biografia epistolare di Mosè Bertoni (1857–1929). Bellinzona: Casagrande 1994. 832 p., 54 ill.

1. Sull'attività diseguale, ma frutto di grandissimo impegno e di intenso slancio ideale, di Mosè Bertoni, questo bleniese che nel tardo Ottocento fonda una colonia «socialista-cristiana» in Paraguay, sono state via appiccicate, negli ultimi decenni nella Svizzera italiana, diverse etichette, le une frettolose, le altre insostenibili: inclini ora a gonfiare il numero dei partecipanti alla spedizione ora ad ideologizzarlo ravvisandovi un coerente anarchismo.

Il secondo Ottocento conosce tutta una variegata tipologia dell'esperienza migratoria, a partire dai cercatori d'oro in Australia ai Mennoniti che lasciano l'Europa sulla base dei nuclei familiari, spinti alla ricerca di terra fertile e finanziariamente accessibile. E vi era il migrare di donne e uomini con Bertoni: incideva in una certa misura una spinta «mitica», con la riproposta del «buon selvaggio», una riproposta, questa ottocentesca cui parteciparono esploratori, missionari, trafficanti, commercianti, militari, uomini ardimentosi. Sul bleniese aveva impatto anche il modello della colonia familiare come microcosmo e forma di perfezione della vita sociale. Si era dinnanzi ad una motivazione migratoria di tipo ideale: quella di liberarsi da incrostazioni e condizionamenti del mondo europeo congiunta con la volontà di cercare un riscatto in un lavoro agricolo condotto nell'ambito della medesima comunità familiare.

Notevole la densità della ricerca che, suggerita alcuni anni fa agli autori dal Lions Club Lugano-Ceresio, assicura ora dei materiali che vanno al di là dell'aneddotico, che sono di sicura natura documentaria e permettono un lavoro interpretativo.

2. Sono numerosi gli interessi che suscita questo volume, che reca luce sul travaglioso destino non solo di un uomo, ma di una piccola, innovativa comunità nella foresta paraguaiana. Esso non si imprigiona in una figura singola, bensì ripropone nodi e problematiche che continuano ad occupare le coscienze. Vi è l'atteggiamento verso le culture altre, vi è il nodo della interdisciplinarietà, si profilano le ragioni profonde di certo emigrare svizzero ed europeo del tardo Ottocento.

Questione chiave su un piano sia scientifico sia umano quella della visione dell'altro. Se l'antropologia culturale rimane fedele ad una delle sue ragioni d'essere, innesca una sorta di emendatio intellectus: assicura un senso critico che scoraggia ogni arroganza etnica, personale o di gruppo o di razza. Ora, il libro su Bertoni richiama alla vigorosa componente filosofica e storica della problematica antropologica. Rivivono i dibattiti storiografici e ideologici che seguirono le scoperte coloniali, dibattiti che in certi casi culminarono nell'Ottocento nella riproposta del «buon selvaggio» e nel mito del presunto «stato di natura». Un concetto, quello di «primitivo», su cui vennero ad incrociarsi due interpretazioni diverse. Vi si vide la belluinità scatenata, o, in un'operazione mentale di segno opposto, vi si volle riconoscere il tipo dell'uomo incorrotto, felice nel grembo di una natura benigna. Interpretazioni opposte, ma affini: ambedue astoriche, di genere.

All'esaltazione di ciò che è naturale e incontaminato aderisce anche il Bertoni, che nutre una visione idillica (e come tale ideologica) del popolo guarani, visto come una razza superiore, destinata ad esercitare un'egemonia dalle Antille all'estuario della Plata (p.104). Sono immagini storicamente non attendibili: ma cui furono in molti ad aggrapparsi. Dietro stava la volontà di sottoporre a critica il proprio mondo, le proprie istituzioni, i propri costumi. Si esaltavano i cosiddetti «popoli di natura» per criticare e rifiutare il proprio sistema sociale. Un gioco di specchi deformanti durato a lungo.

3. Interessante vedere in Bertoni l'esaltazione del rustico e dello «spontaneo» avviarsi quando ancora è in patria, con la idealizzazione che fa della gente bleniese e della parlata retica, in cui vorrebbe cogliere delle continuità etrusche, che già la scienza del tempo aveva superato. Aveva anche svolto una ricerca sul tarun della valle di Blenio. Di essa, non resta oggi che un frontespizio: dietro, il nulla, i materiali essendo andati dispersi sulle rive del Paranà. Risalta una dimensione del dramma di Bertoni, quella della sua isolatezza dalle istanze più attente ed aggiornate della specifica scienza del tempo. Egli appare spesso attardato, poco persuasivo sia nella raccolta linguistica sui guarani, sia in quella botanica. Oggi – assicurano gli specialisti – si deve ammettere che i rilievi antropologici bertoniani sui guarani ebbero significato sì politico (promuovendo i guarani a soggetto storico), ma non scientifico, intrisi com'erano di romanticismo e di schemi precostituiti.

Nella prefazione Stefano Bolla parla per Bertoni di «un mondo che s'illumina a tratti di bagliori visionari – perfino mistici – che investono il reale e riflettono immagini di trasognata perfezione nelle quali all'idealista è dato riconoscersi ed esaltarsi». Conclusa la lettura del saggio e dell'epistolario, permane l'impressione di trovarsi di fronte ad una rete di illusioni, tragicamente affidate ad un impegno titanico, in uno sforzo ideale teso al parossismo e in un ultimo anelito di accertamento globale della realtà, accertamento globale che la antropologia dei decenni successivi doveva sostenere con decisione, ma con tutt'altri punti di partenza e altre convergenze di approccio.

4. Si è menzionata la solitudine scientifica: di una totale solitudine umana non si può invece parlare. Vi era infatti Eugenia Rossetti: sostegno, intelligenza e competenza anche medica nella vita della piccola comunità sulle rive del Paraná. Non si può parlare solo di Mosè. I poli di quell'esperienza pionieristica erano due, c'era anche Eugenia: ed è bello che autrice ed autore abbiano voluto dedicare a lei questo lavoro. Si pone la questione della posizione effettiva della donna così come quella dello status che alla donna il Bertoni era disposto ad assegnare: cfr. il capitolo «le due europee saranno delle eccellenti donne di casa» (p. 70ss.). Efficace l'opera di Bertoni come fondatore e direttore della scuola nazionale di agricoltura di Asunción, così come occorre rilevare la significatività delle osservazioni bertoniane di climatologia, osservazioni (p. 94 ss.) che si innervano su una sorta di coscienza ecologica ante litteram e su uno specifico approccio agricolo e fitosociologico.

Ottavio Lurati

DORLE WEYERS/CHRISTOPH KÖCK : Die Eroberung der Welt. Sammelbilder vermitteln Zeitbilder. (Mit einem Beitrag von Kurt Dröge). Detmold 1992. 176 S., Abb. (Schriften des Westfälischen Freilichtmuseums Detmold, Landesmuseum für Volkskunde, 9).

Aus der Finsternis der Magazine des Detmolder Landesmuseums für Volkskunde haben Dorle Weyers und Christoph Köck einen attraktiven Fundus an Sammelbildern mit Verve zutage befördert. Die sechzehn Bananenkisten mit sechshundert Sammelbildalben wurden durch neuere Bestände ergänzt, so dass der analysierte Zeitraum hundert Jahre (1890–1990) umfasst.

«Die Eroberung der Welt» ist ein Ausstellungs-Begleitbuch, das durch seine reizvolle Aufmachung besticht, ohne dass der sorgfältig redigierte Text zu kurz kommt. Ein unerlässlicher Anmerkungsteil sowie eine fundierte, umfangreiche, typographisch aber etwas unübersichtliche Bibliographie nebst einem gut dokumentierten Bestandsverzeichnis runden diese Publikation ab, in der Ansätze zur Erschließung von Sammelbildern als «Quellen für eine zeitgeschichtliche Dokumentation und eine historisch orientierte Kulturanalyse» (Stefan Baumeier, Editorial, S. 6) vorgestellt werden.

Die AutorInnen weisen hin auf die aufschlussreiche und bislang vernachlässigte Bedeutung dieser besonderen Bildgattung als Medium für die Untersuchung der «Wechselwirkung von Produktion und Reproduktion von Kultur» (S. 152). Im Fokus ihrer wissenschaftlichen Betrachtung liegen daher die Repräsentationen: Die mit den Bildchen verkauften Werte und Ideale, deren Beitrag zur Konstruktion gesellschaftlicher Bedeutungen nicht zu unterschätzen ist.

Sammelbilder als Waren-Beilage von Nahrungsmitteln sind bereits im vorigen Jahrhundert in z. T. auch für heutige Verhältnisse beträchtlichen Auflagen erschienen. Die ersten wurden um 1860 mit den Produkten der Firma Stollwerck in den Markt-Umlauf gebracht; mit den berühmt gewordenen Werbebildchen der «Liebigfleischextract Compagnie» setzte sich dieses Medium durch. Bis zum Ersten Weltkrieg wurden Sammelbilder vorwiegend über Luxuserzeugnisse vertrieben: neben Fleischextrakt vor allem Kakao und Schokolade. Später kamen unter anderem Zigaretten und Margarine hinzu. Einen Höhepunkt erreichte die Produktion während des Nationalsozialismus. Hier wird die direkte ideologische Indienstnahme des kapitalistischen Warenvertriebs dann unverkennbar: In Form von Kriegs- und Feindbildpropaganda und von nationaler Eigenbildbetonung über Technikglorifizierung oder Olympiadarstellungen wird das Fremde gegenüber dem Eigenen über die Abbildung deutlich markiert. Nach dem Zweiten Weltkrieg verschwindet zusehends die Produktbindung, so dass Sammelbilder als eigenständige Ware erworben werden können.

Ein knapper historischer Abriss zum Sammeln als kulturellem Phänomen führt in den Themenbereich ein. Er lässt sich gleichzeitig als aufschlussreiches Kapitel über die Formation deutscher Bürgerlichkeit lesen (Sortieren als Lieblingsbeschäftigung...) und führt hin zum Aspekt des Werbebildsammelns als Eroberung der dargestellten Welt: In der Welt-Aneignung ist der Besitz des Abbildes stets ein Ausdruck von Höherwertigkeit und Macht. Der Person des Sammlers (in der deutlichen Mehrzahl waren es Männer), seiner Intention und Ambition werden folgerichtig einige Seiten gewidmet. Er erscheint als «Subjekt der Eroberung sowie der Kultivierung» des zum Objekt Abgebildeten (S. 23).

Das in den weiteren Kapiteln analysierte Motivrepertoire setzt sich aus einer wohlsortierten Mischung von Kultur und Natur zusammen; diese formen ein rundes Weltbild, das sich zwischen zeitgenössischer Norm (bzw. Ideal) und Utopie bewegt. Die Sammelbilder fungieren hierbei als «Lernbilder», indem sie ein bürgerlicher Natur- und Umweltauffassung entsprechendes enzyklopädisches Wissen vermitteln (S. 43). Die Aneignung von Raum und Zeit, des Fremden (und damit dessen Usurpierung) wie auch die Identifikation mit dem Eigenen sind sowohl die übergeordneten Kategorien, nach denen sich die Bildmotive ordnen lassen, als auch die Funktionen, die ihnen auf der Seite der Rezeption entsprechen.

Mit Nachdruck machen Dorle Weyers und Christoph Köck auf die kulturell und geschlechtsspezifisch diskriminierenden Folgen der Ideologie aufmerksam, die sich in der Sammelbildmotivik spiegelt und die am Anfang der heute spürbaren Folgen von Fortschrittsglaube, Kolonialismus und Rassismus steht. Die auf den Bildern dargestellte «Eroberung von Raum und Zeit» wird als eigentlicher Prozess ihrer Vernichtung kritisch beleuchtet und somit nicht die Naivität der einstigen Utopie vom Standpunkt des besseren Wissens her entlarvt (S. 32f.). Die den Zivilisationsprozess begleitende Kulturzerstörung tritt bei kritischer «Bildlektüre» deutlich zutage. Die Fortschrittsphilosophie kommt in der Margarinepackung der Jahrhundertwende daher, «Das Deutschtum im Ausland» in der NS-Puddingpulverpackung von Dr. Oetker, und nach dem Krieg die verlorenen Ostgebiete in den Wohlstandsnudeln von 3 Glocken... Die Bilderideologie geht durch den Magen und belegt so ihre ökonomische Bedingtheit mit sich selbst.

Die Themenlisten, nach denen die Sammelbildalben konzipiert sind, sprechen in ihrer Anschaulichkeit für sich (S. 11). Stollwercks bunte schokoladeumhüllende Neger-, Tier- und Frauenwelt lässt keine Zweifel aufkommen, wer in der Kolonialwarenabteilung auf der anderen, der Objektseite steht und «gesammelt» wird, und wer auf der eigenen, der Subjektseite des «Sammlers» steht. Dem so bezeichneten (und bildlich deutlich in Erscheinung tretenden) weissen Mann und heldischen Eroberer widmen die AutorInnen ihre engagierte Aufmerksamkeit: von Robinson Crusoe, Old Shatterhand, Pizarro und Kolumbus, Pierre Brice und Tarzan über Hitler bis zu den Sporthelden des Wirtschaftswunders. Hier die Heidi, da das arme Negerkind, von hüben die deutsche Kaiserin oder die treusorgende züchtige Mutter in der Schoki-Packung, von drüben fremdländische Früchte und Frauen in der Fleischextraktdose – die Geschichte unserer Gegenwart lässt sich in solchen Bildern beschreiben.

Die Kehrseite der Faszination des motivorientierten Zugangs, der die AutorInnen bisweilen erliegen, liegt in der Schwierigkeit, grosse Zeitsprünge handhaben zu müssen. Die Bildähnlichkeiten z. B. in der Betrachtung der männlichen Eroberer- und Herosgestalten verführen zu Bogenschlägen, die den spezifisch zeitgenössischen sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Kontext manchmal zu sehr abkürzen. Nicht in den Ähnlichkeiten liegt das Aufschlussreiche der Bildanalyse, sondern in den differenzierenden Funktionen. Zwischen dem alten Schlaraffia und dem technischen Haushaltsfuturismus der 1960er Jahre liegt nicht nur ein raum-zeitlicher Sprung, sondern auch die Verschiedenheit des ideologischen Zusammenhanges (vgl. S. 39f.).

Der abschliessende Beitrag von Kurt Dröge zeichnet die Geschichte der Sammelbildalben als Teil ihrer eigenen Produktionsgeschichte nach. Sie stehen selbst für den Fortschritt, den sie abbilden: als Chromolithographien, deren Herstellungstechnik im 19. Jahrhundert erstmals hohe Auflagen ermöglichte. Während die allgemeine Entwicklung der technischen Verfahren skizziert wird, wird auch ein besonderer Einblick in die Detmolder Druckerei Klingenberg vermittelt, als eine der zentralen Fertigungsstätten von Liebigbildchen (bis 1940) und als Wirkungsort der hinter der Bildherstellung stehenden Berufsgruppen.

In die Alben als Objekt der volkskundlichen Betrachtung steckt Kurt Dröge nicht nur einen sensiblen Blick, sondern auch seine empfindsame Nase auf den Spuren eigener Geruchserinnerungen. Vielleicht liesse sich die sonst scheinbar geruchlose Technikgeschichte über Geruchserinnerungen noch in bislang unberücksichtigten Dimensionen erschliessen! Solche Anregung zur wissenschaftlichen Betrachtung führt sehr nah heran an die (wie andernorts in der Rezeptionsforschung) offenstehenden Fragen zur massenmedialen Wirkungsgeschichte, die den Effekten und emotionalen Zusammenhängen in der Bildanschauung nur zögernd begegnen.

Johanna Rolshoven

ALFREDO PONCINI/LINDA PONCINI VOSTI : Leggere, scrivere e far di conto. Trecento anni di scuola in Val Verzasca. Sonogno: Museo Val Verzasca 1994. 130 S., Karten, Abb. (Pubblicazioni del Museo Val Verzasca, 1).

Warum gibt es Schulen? Wo ihre Einführung mitverfolgt werden kann, lassen sich vielleicht Antworten auf diese Frage finden. Im abgelegenen und kargen Verzascatal im Tessin gab es bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts keine Schule. Es ging auch ohne. Diejenigen, die lesen und schreiben konnten, die Notare und Pfarrer, kamen von Locarno, wo es eine Schule gab. Ohne dass sich sonst in der Lebensweise etwas geändert hätte, führten besondere Gründe zur Schulgründung. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gab es in jedem Dorf des Tals eine eigene Schule, die Lehrer waren ausschliesslich Kleriker. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts bedeutete Schule: erstens nur für Knaben und zweitens ein Schuljahr von Anfang November bis zum 1. April. Die Bauern brauchten weder zu lesen noch zu schreiben. Anders war es für diejenigen, die in die Ferne auswanderten. Sie mussten schreiben können, wenn sie

den Kontakt zur Heimat aufrechterhalten wollten, und wer wollte das nicht? Dies ist die eine Antwort auf die eingangs gestellte Frage. Die andere liegt im Interesse der Kirche, die nach dem Konzil von Trient darauf bedacht war, dass alle, auch die Frauen, den Katechismus lesen und in der Liturgie mitsingen könnten, wozu gerade bei lateinischen Texten das Mitlesen eine grosse Hilfe war. Deshalb entstanden parallel zur Knabenschule, der *scuola cappellonica*, die von eigens dazu berufenen Kaplanen besorgt wurde, die *scuola parrocchiale*, um die sich der Pfarrer selbst kümmerte und die alle, Buben und Mädchen, Frauen und Männer besuchen konnten.

Im 17. Jahrhundert ging der grosse Impuls von Auswanderern aus. 1644 stiftete ein nach Wien emigrierter Architekt ein Schulhaus in seinem Heimatdorf Brione. 1771 wurde in Lavertezzo eine Schule eröffnet dank Kapital, das ausgewanderte Lavertezzer in Palermo zur Verfügung stellten. Die Aufsicht und die Bestimmung der als Lehrkräfte vorgesehenen Kaplane oblag dem Bischof von Como; die äussere Regelung und Finanzierung der Institution war Sorge der Gemeinden. Neben den Bemühungen derjenigen, welche wussten, dass und wozu die Schule gut war, gab es viel Widerstand gegen die Schule. Auch nachdem gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die staatliche Schule eingeführt worden war, die für Buben und Mädchen von 6–14 Jahren obligatorisch war, blieb der Schulbesuch oft schlecht, z.T. bis in unser Jahrhundert. Die Buben mussten bei den Arbeiten in Stall und Feld helfen, die Mädchen, wo es nötig war, die kleineren Geschwister hüten. Die kleinen Kaminfeger, die in der Ferne ihr Brot verdienten, zogen im Herbst, wenn die Schule begann, fort. Die jahreszeitlichen Wanderungen vom Tal auf die Alp, im Winter in Hügelland und Talboden der Magadinoebene, erschwerten den Schulbesuch. Die im Band mitgeteilten Dokumente beschreiben auf lebendige Weise den langwierigen Kampf für einen Schulunterricht, der im Effekt dem nahekommen sollte, was ihm als Absicht zugrundelag.

Benjamin Richter

BRÜDER GRIMM. Deutsche Sagen. 3 Bde. München: Diederichs 1993. Bd. 1/2: Hg. von Hans-Jörg Uther. 652 S. – Bd. 3: Hg. von Barbara Kindermann-Bieri. 188 S., Ill.

Mit dieser Ausgabe der «Deutschen Sagen» wurden neue Massstäbe gesetzt! Nach über 150 Jahren hat Barbara Kindermann-Bieri den in der Preussischen Staatsbibliothek zu Berlin verwahrten Sagen-Nachlass von Jacob und Wilhelm Grimm erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es handelt sich um 161 handschriftlich aufgezeichnete Texte, die für einen dritten Sagenband vorgesehen waren, der allerdings zu Lebzeiten der Brüder Grimm nie zustande kam. Der Markt verlangte nicht danach, und die Grimms waren durch andere Projekte beansprucht.

Barbara Kindermann-Bieri hat die Texte nun aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt und damit Pionierarbeit geleistet. Bei der Edition ging es vor allem darum, den Originalcharakter der Sagen zu bewahren, ohne Anspruch auf orthographische, grammatikalische und stilistische Korrektheit. Dies ist voll gelungen: Die Herausgeberin vermittelt sprachlich authentische, frische Texte, die es ermöglichen, ins frühe 19. Jahrhundert «einzutauchen». Im Vorwort schildert Frau Kindermann die verwickelte Geschichte des Grimmschen Nachlasses, geht der Entstehung des dritten Sagenbandes nach, befasst sich mit Inhalt, Stil und Themen der Texte, gibt die akribisch genau ermittelten (und in den Anmerkungen festgehaltenen) Quellen an (von spätmittelalterlichen Chroniken und Annalen über Almanache, Periodica, Kuriositätenliteratur bis hin zu Reiseberichten, topographischen Landesbeschreibungen und Sagenanthologien des 18. und 19. Jahrhunderts).

Wilhelm (1786–1859) und vor allem Jacob (1785–1863) Grimm begannen um 1806/07 Sagen zu sammeln. 1816 erschien in Berlin der erste Band, 1818 folgte der zweite. Anlass und Entstehung der Sammlung, Konzeption, Quellen, Bearbeitungsprinzipien und Nachwirkung werden von Hans-Jörg Uther in einem umfassenden Nachwort dargelegt. Der Erzählforscher aus Göttingen hat die «Deutschen Sagen» gründlich unter die Lupe genommen und ist zum Schluss gekommen, dass es den Brüdern Grimm vor allem um eines ging: Zur Untermauerung ihrer These, wonach Sagen «das einzige und eigentliche Wissen über die Vorzeit» seien (Nachwort Uther, S. 571), brauchten sie doch Faktizität, d. h. die Sammlung musste möglichst glaubwürdig wirken. Um dieses übergeordnete Ziel zu erreichen, erlaubten sie sich teilweise massive Eingriffe in die Texte, unterschlugen Quellen, die Zweifel am Wahrheitsgehalt von Berichten hegten, und zitierten andere, ohne sie eingesehen zu haben, wenn sie nur ihre völlig subjektive Sagenauffassung bestätigten. Man kann sich deshalb lebhaft vorstellen, wieviel Mühe es gekostet haben muss, die tatsächlichen Quellen aufzuspüren, die Richtlinien und den Grad der Grimmschen Bearbeitungen zu dokumentieren und die Auswahlprinzipien der «Deutschen Sagen» herauszuschälen. Hans-Jörg Uther hat diesen dichten Dschungel mit heldenhafter Bravour durchforstet. Die Grimm-Forschung wird ihm seine bewundernswerte Ausdauer zu danken wissen.

Sehr informativ ist auch der Abschnitt über die Nachwirkungen der Sagen-Sammlung, der erst kein grosser Erfolg beschieden war. Die enttäuschten Brüder schrieben das der «Erschlaffung des Publikums» zu. Doch auch die zweite (1865/66) und die dritte (1891) Auflage wurden keine Verkaufsschlager. Und doch setzte die Rezeption unter den akademisch Gebildeten unmittelbar ein; später fanden viele Sagen Eingang in Lesebücher, Kalender und andere Sammlungen und wirkten so auch in breiteren Schichten nach.

Die «Deutschen Sagen» standen bis vor fünfzehn Jahren ausserhalb des Forschungsinteresses. Erst eine 1981 erschienene vollständige Übersetzung ins Englische (allerdings ohne kritische Quellenstudien) brachte sie stärker ins Rampenlicht. Die moderne Erzählforschung begann sich mit den Quellen, den Vermittlungswegen, der Ideologie und dem Umfeld der Grimms zu befassen. Die beiden Brüder, stellt Hans-Jörg Uther zusammenfassend fest, sind durchaus nicht Neuerer, sondern konsequente Umsetzer und Fortdenker von Ideen ihrer Zeitgenossen.

Pia Todorovic-Strähl

RAINER BECK : Unterfinning. Ländliche Welt vor Ausbruch der Moderne. München: Beck 1993. 667 S., Abb., Karten, Tabellen.

1986 legte der Autor seine überarbeitete Münchner Dissertation von 1985, eine historische Ortsmonographie des Dorfes Unterfinning in Oberbayern, im Druck vor⁶. Das Buch fand in der Volkskunde Anerkennung, ja fast begeisterte Zustimmung⁷. Die historische Mikroforschung, auf die sich Beck beruft, hatte mit dem Begriff «naturale Ökonomie» dezidiert ökologische Kriterien zur Bewertung eines Gemeinwesens herangezogen und sprach damit Teilgedanken unserer heutigen Weltsicht an, insbesondere das Denken in beschränkten Ressourcen im Umgang mit Natur und Umwelt. Selbstversorgerwirtschaft der vorindustriellen Zeit stellte sich dar als vergessenes Modell für die Zukunft.

Die Untersuchung basierte zum grossen Teil auf den Unterlagen zu einer Steuererhebung für das Jahr 1721 und wurde arrondiert durch weitere Quellen. «Die wissenschaftliche Ausbeute ... ist geradezu grandios», stellte der Rezensent Helmut Sperber 1989 fest. Und Dieter Kramer veröffentlichte ein Jahr später einen Artikel zur Bedeutung einer «integralen Kulturwissenschaft», in dessen Titel Unterfinning benannt wird, und in dem ökologisches Verhalten und symbolisches Kapital abgehandelt wird. Unwirtschaftliche Pferdehaltung der Bauern in Oberbayern wird sensibel angedeutet; und gefordert wird in Zukunft die Zusammenarbeit zwischen Historikern und Kulturwissenschaftlern auf übergreifenden Feldern wie Ökologie, aber auch Friedensfähigkeit, Lebensweise und Lebensstile⁸.

Nun liegt ein weiteres Buch über Unterfinning vor – bei weitem besser gestaltet und ausführlicher beschreibend, jedoch in seinen Grundzügen dem Werk von 1985 folgend. Wie wir erfahren, hat Beck an seinem Quellenkorpus weitergearbeitet, ihn sicher auch geringfügig ergänzen können. Vor allem hat er aber zwei Arten systematischer EDV-Datensammlungen erstellt, nämlich eine Datei der Familien von Unterfinning und eine über Besitz- und Abgabenverhältnisse des Dorfes. Dies geschah unter anderem auch, weil schon 1991 ein Studienbrief für die Fernuniversität Hagen produziert wurde: R. Beck: Ländliche Wirtschaft und dörfliche Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Unterfinning in Oberbayern, 1721.

Wir können nur vermuten, dass die vorhandene Computer-Datenbank es ermöglichte, ohne grossen weiteren Aufwand das nun vorliegende Buch zu generieren. Wir wollen jedoch hoffen, dass der Autor mit uns einer Meinung ist, nun sei ausreichend über Unterfinning als exemplarischen Ort berichtet worden. Falls jedoch noch eine weitere Ausgabe dieser Dorfgeschichte anstehen sollte, so wünscht der Rezensent – wie schon 1989 sein Vorgänger Sperber – ein besseres Verzeichnis der Sekundärliteratur. Waren es 1985 nur ca. 150 Titel (und damit recht wenig für eine Dissertation!) gewesen, so sind es diesmal zwar 80 mehr, davon jedoch nur 18 neuere (1987ff.), und darunter wiederum drei weitere von Beck zum Thema Unterfinning und Oberbayern.

Im Sinne eines interdisziplinären Zusammenspiels wäre es fair gewesen, Publikationen der Münchner Schule der historischen Volkskunde stärker zu berücksichtigen, denn wir finden nur eine einzige Veröffentlichung Karl-S. Kramers, nämlich «Die Nachbarschaft als bäuerliche Gemeinschaft» (1954). Als hätten Hans Moser und er nicht mehr zu dieser Art von Forschung zu sagen gehabt!

Rainer Alsheimer

⁶ Rainer Beck: *Naturale Ökonomie. Unterfinning: Bäuerliche Wirtschaft in einem oberbayerischen Dorf des frühen 18. Jahrhunderts*. München/Berlin: Deutscher Kunstverlag 1986. 260 S.

⁷ vgl. die Rezensionen von Dieter Kramer in: *ZfV* 87 (1991) 119f. und von Helmut Sperber in: *Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde* 1989, 110f.

⁸ Dieter Kramer: *Die Pferde der Bauern von Unterfinning oder: Warum mir eine integrale Kulturwissenschaft wichtig ist*. In: *ZfV* 86 (1990) 167–176.

WILLY GYR: *Le Val d'Anniviers. Vie traditionnelle et culture matérielle basées sur le patois de St-Luc*. Remanié et édité par Rose-Claire Schüle. Basel, Tübingen: Francke 1994. 32, 1035 p., 319 ill. (*Romanica Helvetica*, 112).

La monographie intitulée «Le Val d'Anniviers», de Willy Gyr, paraît maintenant, au moment où s'est ravivé l'intérêt pour la recherche du type «les mots et les choses», développée au début du 20^{ème} siècle puis oubliée, au nom des exigences posées aux travaux en lettres. Selon cette approche, tout ce qui est désigné par un mot doit être connu et identifiable et il faut pouvoir définir scientifiquement sa signification pour l'être qui emploie ce mot. Willy Gyr (1913–1990), qui était originaire de Winterthour et fut un élève du romaniste Jakob Jud (1882–1952), appliqua ce principe lorsqu'en 1934, il se rendit à St-Luc (Val d'Anniviers). Gyr s'était toujours intéressé à l'agriculture et, tout en participant au travail des habitants, il chercha à enregistrer leur patois franco-provençal. Il accompagna, l'outil à la main, les paysans accomplissant les travaux des champs, se déplaçant à chaque saison des hauts villages aux vignobles de la Vallée du Rhône et irriguant artificiellement les prés et les alpages. En hiver il aidait à l'abattage des arbres et au transport du bois. Tous ces travaux, ancrés qu'ils étaient dans une quasi-autonomie d'autarcie traditionnelle, étaient dotés d'un rationalisme fondé sur une pratique empirique. Gyr participait et observait, avec toujours un carnet à la main où il transcrivait soigneusement et phonétiquement les mots qu'il entendait ou demandait. Au bout de deux ans il fut à même de remettre au professeur Jud un manuscrit de thèse épais de 250 pages, incluant un glossaire d'environ 4 500 termes patois (avec une traduction en français écrit). L'introduction de ce travail et ses deux premiers chapitres furent acceptés comme thèse par la faculté et publié en 1942 à Winterthour. Il avait été prévu de publier le travail complet dans la série «*Romanica Helvetica*», fondée en 1936 par Jakob Jud et Arndt Steiger; ce projet n'a été réalisé que maintenant, 52 ans plus tard (volume 112 de cette série).

Plus tard, le jeune chercheur continua de se rendre au Val d'Anniviers. Il ne se contenta plus de noter des mots pour établir un glossaire, mais transcrivit phonétiquement surtout les phrases spontanées des habitants; dans son ouvrage, il les cite toujours en établissant leur rapport avec les objets et les tâches qu'il décrit.

La région dans laquelle Gyr fit son étude s'étend des alpages les plus élevés aux vignobles, incluant tous les lieux d'habitat des Anniviards, séparés par une différence de près de 2 300 mètres d'altitude. Il y avait d'excellents informateurs fidèles, en général des hommes d'âge moyen; il en engageait un comme répondant pour plusieurs mois, lui versant le salaire d'un ouvrier agricole de l'époque. En tout, Gyr a passé huit ans et demi à faire des recherches intensives auprès des Anniviards.

Au début des années cinquante, il fut engagé comme professeur de français et d'anglais à l'École de commerce de la Société suisse des commerçants, à Zurich et se fit construire une maison à Chandolin. Il y passait presque toujours les vacances avec sa famille, demeurant ainsi en contact avec la population locale. Il put observer les mutations rapides subies par le travail et le quotidien, au moment où les Anniviards – comme d'autres habitants de la montagne – adoptaient le progrès technique et les nouveautés à la mode.

Lorsqu'après sa mise à la retraite (en 1978) Willy Gyr s'en alla habiter à Veyras, près de Sierre, il reprit contact avec son ancien camarade d'études, Ernest Schüle, qui était un dialectologue connu et avait été rédacteur en chef du «Glossaire des patois de la Suisse romande». Ce dernier conseilla à Gyr de ne pas oublier les résultats de ses travaux dans un tiroir et l'aida à en préparer la publication. La transcription phonétique du patois fut vérifiée à nouveau avec l'aide d'un couple âgé originaire de la vallée et parlant encore cette langue. On put alors commencer la mise en page à Bâle, où se trouve une imprimerie possédant encore les caractères requis pour transcrire phonétiquement les patois d'origine latine. Ernest Schüle étant décédé en novembre 1989 et Willy Gyr tombé gravement malade l'année suivante, l'épouse de Schüle, l'ethnologue Rose-Claire Schüle, reprit le travail et le révisa. Grâce à l'appui de plusieurs institutions d'utilité publique et à une contribution importante de la soeur de l'auteur, Hanny Gyr, le 2 septembre 1994 Madame Schüle put enfin présenter l'ouvrage et le remettre aux autorités de la vallée réunies à la salle de commune de St-Luc. Il comporte plus de 1000 pages et de nombreuses illustrations.

Le livre présente au lecteur intéressé à d'autres aspects que le patois une image complète du quotidien dans une vallée des Alpes valaisannes vers les années 1930–40. Le soin étonnant et admirable qui a été porté à sa rédaction en fait une mine pour les dialectologues, les ethnologues, les spécialistes de la culture européenne et de l'histoire de l'agriculture. Il évite tout attachement au simple pittoresque et toute mystification de la culture des Alpes, décrivant sobrement et objectivement, sans trop chercher à s'acquiescer les faveurs de la population locale.

Une table des matières complète énumère les domaines qui sont traités: établissement, habitat, construction, bâtiments servant à l'exploitation agricole (137 pages), culture et exploitation des prés (112

pages), animaux domestiques, y compris les exigences posées: couleur du pelage, forme des membres et pour les vaches de la race d'Hérens les signes de combativité et le talent pour les combats de vaches spontanés sur l'alpe (92 pages); exploitation des forêts (91 pages); économie alpestre (74 pages); utilisation des produits naturels, lait, céréales, viande et fibres textiles (70 pages); irrigation artificielle, y compris ses aspects techniques et juridiques (30 pages); exploitation vinicole selon la méthode spécifiquement valaisanne du rajeunissement des vignobles qui consistait à déposer des sarments de la plante mère dans des fossés dits «versannes», d'où sortent plus tard des plants autonomes. Des chapitres plus courts sont consacrés à des éléments plus éloignés du travail agro-pastoral, tels l'alimentation, les vêtements, les étapes du cycle de vie, l'infrastructure publique, la sociabilité, la propriété et finalement la vie religieuse (Eglise, confréries, processions et fêtes religieuses). La foi et les croyances populaires, ainsi que leurs rapports avec l'influence de la lune et les signes du zodiaque et certaines pratiques thérapeutiques considérées aujourd'hui comme superstitions sont également mentionnés dans le contexte des objets ou activités concernés.

Il est très probable que les éléments présentés dans leur rapport détaillé par la monographie de Gyr se retrouvaient il y a un siècle dans toutes les vallées latérales du Valais et sans doute dans de nombreuses autres vallées intra-alpines, abstraction faite de quelques différences dues à l'environnement naturel. C'est ce qui fournit au travail de Gyr valeur exemplaire.

Arnold Niederer

OLIVIA HOCHSTRASSER: Ein Haus und seine Menschen, 1549–1989. Ein Versuch zum Verhältnis von Mikroforschung und Sozialgeschichte. Tübingen: Tübinger Vereinigung zur Volkskunde 1993. 336 S., Ill. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 80).

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Freiburger Dissertation aus dem Wintersemester 1991/92. Die Autorin versteht sich als Historikerin, die «gerne von der Empirischen Kulturwissenschaft gelernt» habe. Einer der Gutachter ist Gottfried Korff, der auch für die Edition in der Tübinger Schriftenreihe Sorge getragen hat.

Die Untersuchung knüpft an die moderne volkscundliche Hausforschung, z. B. Konrad Bedals Methodik-Aufsatz von 1976, an, die jeden Bau, insbesondere jedes Wohnhaus als Indikator wirtschaftlicher Verhältnisse, sozialer Beziehungen und kultureller Leistungen bewertet. Hochstrasser fügt jedoch hinzu: «Hausgeschichte setzt sich zusammen aus einer Summe zahlreicher individueller Lebensgeschichten» (S. 10) und differenziert damit Setzungen von epochenhistorisch argumentierenden Bauernhaus-Museologen, die auch heute noch von «dem» Bauern sprechen, der jeweils der aktuelle Hausbesitzer und -bewohner ist, zeitlos in einer langen Generationenreihe. Dass dem nicht so ist, ja nicht so sein kann, dies beweist allein die mit grosser Akribie erstellte Übersicht über die Besitzerfolge (S. 302–305): Insgesamt werden 29 Hausbesitzer genannt, davon sind 13 Erben, 10 Käufer von Teilen, 2 konnten das Haus durch Kauf erwerben, weiterhin werden Tausch und Leibgeding aufgeführt.

Das beschriebene Haus steht an zentraler Stelle des Ortes Jungingen im Zollernalbkreis, 27 Kilometer von Tübingen entfernt, an einem Platz, der aus der wichtigsten Strassenkreuzung gebildet wird, und erstreckt sich gleichzeitig bis zum Dorfbach hin. 1549 – wie dendrochronologisch ermittelt – wurde das für seine Zeit moderne Fachwerkgebäude mit Fenstererker und hohen Zimmerdecken für den Ortsvogt erbaut. Nur ca. 100 Jahre kann das Haus als Ganzes im Besitz gehalten werden, seit 1653 wird es aufgeteilt in Hälften und Viertel, und erst Mitte des 19. Jahrhunderts werden die einzelnen Teile wieder zum alleinigen Besitz zusammengefügt: Nun wohnte und wirtschaftete dort ein Hausiererehepaar.

Die Autorin hat eine glückliche Situation im Hinblick auf Quellendichte vorgefunden und zu nutzen gewusst, sie hat weiterhin durch die Bekanntschaft mit den heutigen Hausbesitzern – einem Industrielenehepaar, welches das Haus 1978 erwarb, 1986 liebevoll restaurieren liess und an dessen Geschichte(n) interessiert war – einen persönlichen Kontakt zu dem Haus und der Gemeinde herstellen können, der sich auch ausdrückt in der dankbar vermerkten Verwertung örtlicher Heimatforschung. Für den Leser entstanden so in lebendigen Schilderungen Erzählungen, die alle mit dem Haus verknüpft sind, jedoch jeweils neue «Totale» hervorbringen: Hausbau, Wirtschaft, Dorf und Herrschaft, das «ganze Haus», Alltag und Katastrophen wie Krieg und Pest, Hungersnot.

Besonders gelungen sind die biographischen Studien nach Quellen: der Hausherr zu Beginn des 17. Jahrhunderts und seine Verquickung in die Verfolgung marginaler Dorfbewohnerinnen als Hexen, und damit zusammenhängend: Sexualität und Mentalität auf dem Lande, die Bewertung der Zeitläufte durch den schriftstellernden Chronisten, Weber und Landwirt zu Ende des 18. Jahrhunderts, der als zeittypischer Hausvater in den Vorsatzblättern der Familienbibel seinen Nachkommen Belehrendes und Mahnendes mitteilt. Eindrucksvoll entsteht vor uns ein neues Familienmodell zu Beginn des 19. Jahr-

hundreds: die Hausiererfamilie mit Beteiligung schon der Heranwachsenden am Handel sowie deren frühe Selbständigkeit durch erworbenes Barvermögen; damit verbunden aber auch Illegitimität als auffälliger Faktor im dörflichen Leben. Nicht so kräftig klingen die Hausgeschichten unseres Jahrhunderts von einer Pfeifenfabrik und ihrem nationalsozialistischen Besitzer, von einem Gemischtwarenladen (bis 1972) sowie der heutigen Mietnutzung durch Volksbank und Zahnarzt.

Die letzten fünfzig Seiten des Buches widmen sich einer Diskussion zur Methode der Mikrofor-schung in der Sozialgeschichte, die in «Thesen zu einer Theorie der Mikrogeschichte» münden. Dabei werden in kluger Weise u. a. Alltagsgeschichte, Mentalitätsforschung und postmoderne Pluralität be-wertet und wohlthuend ausgewogen und klar in ihren Interessen und Zielvorstellungen definiert. Trotz-dem war dies der Abschnitt, der dem Rezensenten am wenigsten Gewinn und Vergnügen bescherte. Muss es denn wirklich sein, dass in jeder Dissertation das theoretische Amerika immer wieder neu entdeckt werden muss? Ich denke: nein. Besonders dann nicht, wenn die empirischen Ergebnisse eine solch eindrucksvolle Sprache sprechen, mit Hilfe derer aus vielen dicht gewobenen Erzählungen eine beeindruckende Kultur- und Sozialgeschichte geschaffen wurde.

Mikrofor-schung, die – wie in dieser Dissertation exemplifiziert wurde – sich ergänzend zusammen-fügt aus Interesse an Vergangenem und Gegenwärtigem, aus quellenforscherischer Kärnerleistung und einfühlsamer Interpretation sowie grosser Gestaltungsfähigkeit, sollte auf die heutige Volkskunde nicht ohne Einwirkung bleiben.

Rainer Alsheimer

ALOIS SENTI: Der Sarganserländer Alpsegen. Mels: Sarganserländer Verlag 1994. 130 S.

Es darf als Glücksfall gewertet werden, dass wir diese Publikation über den Alpsegen des Sarganser-landes aus der Feder eines so berufenen Autors erhalten. Wer die Quellenlage kennt, ahnt, welchen Dienst Alois Senti mit dieser Aufarbeitung der Dokumente zur Überlieferung des Betrufs seiner Hei-matregion leistet. Seine Quellenkritik ist frei von dem in früheren Schriften verbreiteten lokalpatrioti-schen Pathos. Ihre interessierte Nüchternheit macht die vorliegende Schrift zu einer sehr angenehmen Lektüre.

Das Buch erschien gleichzeitig mit einem Kunstdruck, der in der Tradition der Betruf-Tafeln der 1950er und 1970er Jahre steht. Der Kunstdruck gibt den Wortlaut des Sarganserländer Alpsegens wie-der, der aufgrund des im Buch vorgelegten Quellenstudiums redigiert worden ist. Als Produkt der Re-gion, deren Brauch es behandelt und reproduziert, will das Buch auch ihre Bewohner ansprechen. Diese Ausrichtung macht den Schreibstil schlicht und verständlich, lässt den Autor aber auch von weiterge-henden wissenschaftlichen Fragestellungen absehen, die dieses Thema verdiente.

Das erste Kapitel ist die Zusammenfassung der quellenkundlichen Arbeit; im Anmerkungsteil erhält es eine Vertiefung, und die Erschliessung des ganzen Buches durch ein Register ermöglicht es, Informa-tionen gezielt zu finden. Man wünscht sich, dies werde auch benützt, um den Brauch von dem ideologi-schen und spekulativen Rankenwerk zu befreien, in das seine Überlieferung im Laufe der Zeit geraten ist. Im zweiten Kapitel werden die Quellen in Kurzfassungen vorgestellt und die Belegketten rekonstrui-ert. Im dritten Kapitel schliesslich werden Aufzeichnungen mündlicher «Texte» zu den Stichworten «Alpsegen» und «Alpeinsegnung» gegeben.

Senti weist eingangs auf das Nebeneinander des schriftlichen und des mündlichen Tradierungswegs hin. Er schildert dies vor dem Hintergrund der alpwirtschaftlichen Lebenswelt im Gebirge des Sargan-serlandes. Hier zieht er auch die terminologische Grenze zwischen den Ausdrücken «Alpsegen» («Bet-ruf») und «Alpsegnung», die über die konkreten Rituale hinaus einen Unterschied zwischen der Reli-giosität des Laien und jener des Klerus bezeichnen. Damit beschreibt Senti zugleich das Verhältnis der mündlichen Tradierung der Alpbewirtschaftler zur schriftlichen Kultur, als deren Hüterin in diesem Zusammenhang die Kirche erscheint. Erst 1832 ist zum ersten Mal die Rede vom Sarganserländer Alpsegen, den viele Schreiber seither als «uralt» bezeichnen; und erst 1862 wird eine Aufzeichnung seines Wortlauts erstmals abgedruckt – in einer Chronik der protestantischen Nachbarregion.

Von diesem Augenblick an darf die Aufmerksamkeit – sprich: das Misstrauen – des Quellensamm-lers keinen Augenblick nachlassen: Eine einmal publizierte Version des Alpsegens kann abgeschrie-ben, bewusst oder flüchtig verändert, in andere und teilweise falsche Zusammenhänge gestellt werden. Dass und wie dies im Falle des Sarganserländer Alpsegens geschehen ist, zeichnet Senti nach. An die kommentierten Kurzfassungen schliesst er die Rekonstruktion von drei Abschreibeketten an. Aufgrund der dabei gemachten Feststellungen kann er 58 Belege – von Wiedergaben durch Eduard Hoffmann-Krayer bis zur Ansichtskarte «Grüezi z Flums» – auf zwei Ausgangsbelege zurückführen. Neben diese Versionen, deren Ursprung nicht völlig klar ist, stellt er zehn «authentische», das heisst auf konkrete Situationen zurückgehende und zum Teil als Tonaufnahmen greifbare Dokumente.

In der schriftlichen Tradierung dieses Brauchs lässt sich also ein Nebeneinander von «Originalen» und «Duplikaten» festhalten, die zahlenmässig zueinander in einem Verhältnis von etwa 1:6 stehen. Senti fragt sodann, ob sich diese Vielzahl der schriftlichen Überlieferungswege auf die für den Alpsegen wichtige mündliche Überlieferung ausgewirkt habe. Er kann ausgangs des 19. Jahrhunderts eine Trennung zwischen Publikationen für eine bürgerliche Oberschicht ohne Rückwirkung in die Region feststellen, muss daneben aber einen Einfluss von Gebetsbüchlein, Betruftafeln oder Radiosendungen annehmen. Wiewohl auf vielen Alpen die Tradierung mündlich erfolgte und noch erfolgt, bestehen Einflüsse der Schriftkultur und beschädigen die pathetische Idee des «Archaischen», wie der Betruf vor allem in unserem Jahrhundert dargestellt wird.

In der Untersuchung zum Inhalt des Alpsegen-Textes stellt Senti jene Art von Verformungen fest, die für tägliche Gebete charakteristisch sind. Er beschreibt ihn als einen aus Elementen verschiedener zeitlicher und räumlicher Herkunft zusammengesetzten Text. Und er diskutiert am Beispiel der Heiligen- und Tieraufzählung die Frage, warum und wie neue «Zeilen» in den Betruf hereinkommen, aus ihm verschwinden oder abgeändert werden. Hier wie schon zuvor kommt er zum Schluss, dass die Beziehung zwischen mündlicher und schriftlicher Tradierung eine wechselseitige ist.

Schliesslich stellt Senti die «alte» Frage nach Alter und Verbreitung des Betrufs neu. Er bescheidet sich angesichts der Quellenlage, die wenig Sicheres zur Existenz des Sarganserländer Alpsegens vor dem 19. Jahrhundert auszusagen gestattet, mit einer Phänomenologie von dessen aktueller Ausübung. Als massgeblicher Kenner der mündlichen Quellen der Region (vgl. Sagen aus dem Sarganserland, Basel 1974) und kritischer Auswerter mündlicher Auskünfte zählt ihm die Gegenwart ebenso viel wie die Geschichte. Er gelangt dadurch zur Revision der über hundert Jahre alten Rede, dieser Brauch sei am Aussterben, beziehungsweise früher sei er auf allen Alpen gerufen worden. Senti stellt den Betruf auch als etwas vom persönlichen Gebet Unterschiedliches dar und deutet die vielleicht überraschende Aktualität seines magischen Hintergrundes an: «In ihrer Mehrzahl glauben die Äpller nicht nur an die aus der persönlichen Überzeugung heraus entstehende Kraft des alten Gebets, sondern auch an die Wirkung der Worte an sich (...)» (S. 31).

Justin Winkler

STEFAN SONDEREGGER: Landwirtschaftliche Entwicklung in der spätmittelalterlichen Nordostschweiz. Eine Untersuchung, ausgehend von den wirtschaftlichen Aktivitäten des Heiliggeist-Spitals in St. Gallen. St. Gallen: Staatsarchiv und Stiftsarchiv 1994. 509 S., Abb. (St. Galler Kultur und Geschichte).

Der 500 Seiten zählende Band setzt sich mit dem ländlichen Alltag vor sechs- bis siebenhundert Jahren auseinander. Aufgrund der Rechnungsbücher des Heiliggeist-Spitals in St. Gallen (heute Bürgerspital) und anderer Quellen untersucht Stefan Sonderegger die landwirtschaftliche Produktion im St. Galler Rheintal, im Oberthurgau und im Fürstenland sowie im Toggenburg und im Appenzellerland. Die Quellen des Heiliggeist-Spitals reichen bis ins Jahr 1430 zurück. Als grosser Grundeigentümer übte diese gemeinnützige Institution einen entscheidenden Einfluss auf die Wirtschaftsweise der mit ihr in Verbindung stehenden Bauern aus. Der Verfasser verarbeitete die Aufzeichnungen des Spitals über die Lieferungen der Bauern und unternahm es, die Wirtschaftsweisen im Untersuchungsgebiet so weit als möglich zu erfassen, zu lokalisieren und zu interpretieren. Während die aus dem Oberthurgau und dem Fürstenland stammenden Daten erwartungsgemäss auf Mischwirtschaft schliessen lassen, ging im Appenzellerland und im Toggenburg die Viehzucht allem anderen voran. Im Unterrheintal überwog der Weinbau.

Das im frühen 13. Jahrhundert gegründete Spital entwickelte sich im Laufe der Zeit zu einem immer grösseren Pfrundhaus, in dem bedürftige Menschen gegen eine bestimmte Leistung oder auch unentgeltlich Unterkunft und Pflege fanden. Man unterschied zwischen der Herrenpfrund, der Mittelpfrund und der Siechenpfrund. Herrenpfründer hatten aufgrund ihrer Einlagen Anspruch auf eine Verpflegung mit Fleisch und Wein. Die unentgeltlich aufgenommenen Siechenpfründer mussten sich mit einem bescheideneren Speisezettel zufrieden geben. Das Spital nahm auch Waisen und Wöchnerinnen auf und deckte insofern die Verpflichtungen der Stadt hinsichtlich der Alters- und Krankenpflege sowie der Armen- und Waisenfürsorge ab.

Die untersuchten Quellen gestatten ein tiefen Einblick in die Wirtschaftsweise der von Mitgliedern des städtischen Rats geführten Institution. Ihre Bediensteten befassten sich mit allen Fragen der landwirtschaftlichen Produktion und beeinflussten diese als grösster und regelmässigster Abnehmer nachhaltig. Die Folge davon war die Regionalisierung und Spezialisierung der Produktion. Anhand der exzerpierten Quellen zieht der Verfasser den Weinbau im Rheintal als Fallbeispiel heran. Der Spitalverwaltung gelang es in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Erträge und den Erlös aus dem Rebbau

merklich zu verbessern. Sie konnte einen Teil des Rheintaler Weins in der Stadt verkaufen. Eine Möglichkeit, die Erträge weiter zu steigern, bestand in der Ausdehnung der Anbauflächen. Die Rebbauern vergrösserten die Rebflächen auf Kosten der Allmenden und verringerten dadurch zwangsläufig die Viehhaltung und den Getreideanbau. Der Boden wurde knapp und veranlasste die Dorfgenossen – Berneck war schon im 14. und 15. Jahrhundert eine dorffählich verdichtete Siedlung –, sich gegen die Bodenlosen oder Fremden zu schützen. Nach den vom Verfasser aufgearbeiteten Rechnungsbüchern entwickelten sich die Beziehungen zwischen den Rebbauern im Rheintal und der Spitalverwaltung insgesamt aber dennoch für beide Seiten vorteilhaft. Den Bauern war es möglich, im Spital Getreide, Fleisch und andere Bedarfsgüter zu kaufen und die Rechnung im Herbst mit Wein zu begleichen.

Stefan Sonderegger weist auf die latent vorhandenen Gefahren hin, denen sich die Bauern durch ihre vom Spital geförderte, einseitige Wirtschaftsweise aussetzten. In Mangelzeiten fehlte es ihnen bald einmal an Getreide. Das als Zürcher Dissertation in der Reihe «St. Galler Kultur und Geschichte» erschienene Werk geht auf die daraus entstandenen Probleme, insbesondere auf die Verschuldung der Bauern im Rheintal, im Toggenburg und im Appenzellerland ein. Die Viehhalter verschuldeten sich eindeutig stärker als die Weinbauern und mussten, der hohen Summen wegen, dem Spital ihr liegendes und fahrendes Gut verpfänden. Kam es zu Zahlungsunfähigkeit, so drohten Versteigerung und Verlust der Existenzgrundlage. Die Weinbauern standen mit kleineren und mittleren Waren- und Bargeldkrediten in der Kreide und brauchten das Äusserste nicht zu befürchten. Zu Pfändungen kam es im Rheintal nach dem Verfasser nicht. Seine sorgfältig edierte Untersuchung entstand aus langer Hand, ist sehr breit abgestützt und trägt zweifellos zu einem besseren Verständnis des spätmittelalterlichen Lebens in einem geographisch überschaubaren Gebiet bei.

Alois Senti

LEANDER PETZOLDT/INGO SCHNEIDER/PETRA STRENG (Hg.): *Bild und Text. Internationale Konferenz des Komitees für ethnologische Bildforschung in der Société Internationale d'Ethnologie et de Folklore (SIEF), 2.-6. Oktober 1990 in Innsbruck. Innsbruck: Institut für Volkskunde; Bratislava: Narodopisný ústav SAV und Slovak Academic Press 1993. 255 S., Abb. (Beiträge zur Europäischen Ethnologie und Folklore, Reihe B: Tagungsberichte und Materialien, 5).*

Die zahlreichen Schwierigkeiten, mit denen man bei der Besprechung eines Tagungsbandes konfrontiert wird, sind wohl von vornherein evident: gilt es doch, die hinsichtlich Methodologie, Forschungsansatz, Forschungsgegenstand und Umfang äusserst heterogenen Berichte in wenigen Zeilen zusammenzufassen und innerhalb des durch das Kongresssthema gegebenen Rahmens zu verorten. Im vorliegenden Fall wird dieses Unternehmen noch zusätzlich durch die stattliche Anzahl von nicht weniger als 30 Beiträgen erschwert, die eine Beschränkung auf eine kleine Auswahl notwendig macht.

«Bild und Text» – nachdem dieses Thema schon in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen auf reges Interesse gestossen ist, hat sich seiner im Rahmen dieser Tagung nunmehr auch die Volkskunde angenommen. Die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Bild und Text soll, so die Forderung *Leander Petzoldts* in seinem Einführungsreferat, nicht in einer rein deskriptiven Analyse im Sinne einer ikonographischen Bestimmung verharren, sondern darüber hinaus, in Anlehnung an den von Panofsky geprägten Begriff der Ikonologie, interpretatorisch und synthetisierend die sozialen, historischen und politischen Strukturen hinter den Objektivationen herausarbeiten. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Vermittlung von Bildern über einen kulturell definierten Code geschieht, der wiederum in seiner Abhängigkeit von sozialen und historischen Faktoren gesehen werden muss, um ideologische Verfälschungen zu vermeiden.

Nils Arvid Bringéus' Beitrag bietet eine theoretisch fundierte und systematisch aufgebaute Einführung in das Forschungsfeld Bild-Text, in der nicht nur die verschiedenen möglichen Relationen zwischen den beiden Zeichensystemen (z. B. verstärkend, konkurrierend, ergänzend, profanierend), sondern auch die einzelnen Faktoren, von denen diese bestimmt werden können (Rezipienten, Intention des Erzeugers, Zeitfaktor, Medien, Techniken), dargestellt werden. Eine wesentliche Rolle spielen auch andere Aspekte wie die Zuordnung der beiden Zeichensysteme zu unterschiedlichen Sinnbereichen der Wahrnehmung (Intellekt-Text, Sensualität-Bild) oder auch die Monosemierung des Bildes durch den Text.

Dagmar Burkharts Aufsatz «Korrelation von Wort und Bild im intermedialen <Text> des russischen <Lubok>» liefert eine aufschlussreiche semantische Analyse der zwischen Wort und Bild bestehenden Intermedialität am Beispiel der sog. Luboks, druckgraphischer Einzelblätter, die seit der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts hergestellt wurden. Die Voraussetzungen für diese Intermedialität seien, so Burkhart, schon in der jahrhundertealten, beide Zeichensysteme verbindenden russischen Ikonenkunst und Wandmalerei gegeben.

Eine neue Sichtweise bei der Beschreibung von Text- und Bildrelationen fordert *Cornelius Steckner* und stellt der Analyse der Tiefenschichtung von Sinnebenen im Sinne Panofskys die Analyse des sich in der Fläche erstreckenden «Verbunds kommunikativer Lagebeziehungen» entgegen. Gestützt auf Ergebnisse aus der mathematischen Psychologie beschreibt er die «Lesegewohnheiten» des Betrachters, die diesen in seiner Wertung beeinflussen können und zum Beispiel im Bereich der Werbung bei der Erstellung des Layouts eine grosse Rolle spielen.

Eine ausführliche und systematische Untersuchung von Bild-Text-Beziehungen liefern *Gábor Tüskés* und *Éva Knapp* in ihrem Aufsatz «Titelkupfer asketischer Werke eines ungarischen Jesuitenautors aus dem 17. Jahrhundert».

In ihrem Aufsatz «Texte auf den Hinterglasbildern der Slowakei im 20. Jahrhundert» kommt *Gabriela Kiliánová* zu dem Ergebnis, dass die Kombination von Bild und Text in der Hinterglasmalerei die der Volkskunst zugeschriebene Funktion, d. h. die «Zusammengehörigkeit des Sujets mit dem Dorfmilieu, den gefühlvollen, idyllischen Ausdruck und Archaismus» steigere.

Mit Bild-Text-Kombinationen in der Volkskunst der heutigen Zeit beschäftigt sich auch *Lena Larsen* in ihrem Beitrag «Religious pictures and words copied by Swedish folkloristic painters today»; der Schwerpunkt liegt hier aber auf dem Vorgang des Kopierens. Anschaulich der Vergleich der heutigen Kopisten mit den mittelalterlichen *enlumineurs*, die im Gegensatz zu den *historieurs* den zu illustrierenden Text nicht kennen mussten. Als Ergebnis konstatiert Larsen eine Funktionsänderung der Bilder zum rein Dekorativen hin (die religiöse Folklore wird zum Hobby) und den Übergang vom aktiv beobachtenden zum passiven Rezipienten.

Weitere Themen, die in den anderen, hier nicht erwähnten Aufsätzen behandelt werden, sind u. a. die Zensur von populären russischen Drucken, Buchstaben als Ornamente in der bulgarischen Volkskunst, illustrierte Buchumschläge oder Plakate, Wandkarikaturen und Gassenzeitungen während der «sanften Revolution» in der ehemaligen Tschechoslowakei. Wie hieraus zu ersehen ist, waren die Themen und Schwerpunkte der einzelnen Beiträge äusserst verschieden, was letztlich nicht nur zum Vorteil dieses Kongresses gereicht haben dürfte.

Die von Leander Petzoldt im Vorwort als Ziel beziehungsweise «Chance» des Kongresses formulierte Abgrenzung des Forschungsgebiets und die Diskussion der theoretischen Fundierung sowie des methodischen Vorgehens haben bedauerlicherweise nicht einmal im Ansatz stattgefunden. Verschiedene Aufsätze lassen gar den Verdacht aufkommen, dass bereits über das Thema des Kongresses unterschiedliche Auffassungen herrschten, die Konjunktion des Kongresstitels zum Beispiel in einzelnen Fällen als disjunktiv verstanden worden ist, oder das gemeinsame Auftreten von Text und Bild nur als Anlass zu Studien mit eigenem Frageschwerpunkt genommen wurde.

Ein weiteres Defizit liegt daneben in der mangelnden Aufarbeitung der Forschungsliteratur und einem allzu stark auf das eigene Fach begrenzten Blick. Leider wurde bei der Herausgabe des Tagungsbandes auf eine Wiedergabe der Schlussdiskussion, die sicher einige Fragen geklärt hätte, verzichtet. Eine Anordnung der einzelnen Beiträge nach Themen oder Forschungsansätzen an Stelle der alphabetischen Autorenreihenfolge sowie eine Reduzierung der Orthographiefehler wären sehr wünschenswert gewesen und hätten zweifelsohne zu einem besseren Verständnis beigetragen. *Christine Haag*

CHRISTINE GÖHMANN-LEHMANN: «Freundschaft – ein Leben lang...» Schriftliche Erinnerungskultur für Frauen. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1994. 187 S., Abb.

Die Magisterarbeit von Christine Göhmann-Lehmann diene als Grundlage für die im folgenden vorgestellte Publikation und die gleichnamige Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg. Das Buch versteht sich als Ausstellungskatalog, doch lediglich 25 der insgesamt 186 Seiten sind als Katalog im herkömmlichen Sinn ausgestattet – dieser befindet sich am Ende des Bandes. Mit 77 Seiten nimmt die bearbeitete Magisterarbeit den grössten Teil der Publikation ein. Die zum Weiterlesen anregende, umfassende Literaturliste wird gefolgt von einem Anhang, der die Beschreibung aller für die Untersuchung bearbeiteten Frauenstammbücher enthält. Weiter folgen Tabellen, eine ausführliche Bibliographie der zwischen 1790 und 1850 erschienenen Vorlageschriften für Stammbuchverse und -bildschmuck sowie eine Liste der Stamm- und Gedenkbildchenverleger des 19. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum, welche sämtlich zur Magisterarbeit gehören. Das Buch beinhaltet also zwei Teile: die Magisterarbeit und den Katalog zur Ausstellung. Die Titel der überarbeiteten Magisterarbeit: «Standardisierte Freundschaftsbeteuerungen in Frauenstammbüchern der Biedermeierzeit aus dem Herzogtum Braunschweig» und des Kataloges: «Schriftliche Erinnerungskultur vom Biedermeier bis zur Gegenwart – Stammbücher und Poesiealben aus Norddeutschland» zeigen, dass Arbeit und Aus-

stellung nicht den gleichen Zeitraum behandeln, wobei die Arbeit als ideale einführende Grundlage der Ausstellung gesehen werden kann.

Zur Forschungsgeschichte stellt die Autorin fest, dass das Frauenstammbuch erst in den letzten Jahren Beachtung gefunden hat, und dass das Stammbuch bis anhin als männliche, adelige Sitte betrachtet wurde. Den Begriff «Stammbuch» gibt es, wie die Autorin in ihrer «Historischen Entwicklung des Stammbuches vom 16.–18. Jahrhundert» zeigt, erst ab 1570. Zuvor hiess es *liber amicorum*, wobei auch illustrierte Bücher zweckentfremdet wurden. Das gebundene Buch wird Ende des 18. Jahrhunderts durch einzelne, in «Buchattrappen-Kassetten», Einlagebüchern oder Faltumschlägen gesammelte Widmungsblätter abgelöst, bis es schliesslich ab 1840 wieder in fest gebundener Form als Poesiealbum beliebt wurde. Durch Kenntnis der primären Quellen fällt es der Autorin nicht schwer, die Vorzüge eines nicht gebundenen Stammbuchs zu erläutern. So konnten beim ungebundenen Exemplar beispielsweise je nach BetrachterIn private oder unanständige Eintragungen herausgenommen werden, und es brauchte nicht der engste Freundeskreis preisgegeben werden. Die Autorin lässt hier wie andernorts Überlegungen zum Umgang mit Stammbüchern einfließen, die äusserst interessant sind.

Die Autorin nahm eine objektanalytische Auswertung von 23 Stammbüchern, die im Besitz von Frauen waren, vor. Dabei geht sie von der äusseren Form des Stammbuches aus und beschreibt anschliessend die beigelegten Papier- und Blumenandenken im Kontext der Widmungsblätter. Diese beeindruckend sorgfältig ausgeführte Auswertung findet sich im Anhang der Arbeit. Hier wird ein Teil der behandelten Einlageblätter auch bildlich festgehalten, was auch dem Leser, der die Ausstellung nicht besucht hat, ermöglicht, sich ein Bild über Stammbucheintragungen zu machen. Weiter möchte die Autorin die Standardisierung der Widmungen aufzeigen und hat auch deshalb zeitgenössische Vorleseschriften zusammengestellt. Den Vertrieb der Gedenkbücher untersuchte sie anhand der Werbung in den «Braunschweigischen Anzeigen». Ebenso ging die Autorin der Rezeptionsebene von Stammbüchern nach, wobei sie die Frage: «Wer besitzt Stammbücher?» interessiert. Vorsichtig findet sie tendenzielle Aussagen betreffend der schichtspezifischen Verbreitung der Stammbücher, der Dauer der Führung eines solchen Gedenkbuches und des Alters der Besitzerinnen. Interessant für den Umgang und die Bedeutung von Stammbüchern ist hier die Erwähnung der Zusatzeintragungen. So kam es vor, dass einzelne Besitzerinnen Hochzeit oder Todesdatum des Freundes oder der Freundin in ihr Stammbuch eintrugen.

Die Arbeit weist zwei thematische Schwerpunkte auf: Einerseits untersucht die Autorin den selbstgefertigten Blatt- und Bildschmuck, wobei sie Zeichnungen, Haararbeiten, Stickerei, Bandschmuck, Papierarbeiten und Pflanzenschmuck einzeln behandelt. Der andere Schwerpunkt gilt den druckgraphischen Stammbuchblättern, wobei hier das Interesse den verschiedenen Verlagen und Kupferstechern mit Schwerpunkt Göttingen gilt.

Wie die Autorin darlegt, unterliegt die Andenkenskultur von 1770–1850 den ideellen Werten der Innerlichkeit. Die Konzentration auf das eigene Gefühlsleben, das Empfinden der Freundschaft als höchstes Glück und die Pflege des Häuslich-Familiären schufen den idealen emotionalen Hintergrund für Objekte, die Erinnerungen transportieren. Somit verwundert es nicht, dass sich das Stammbuch in jener Zeit grosser Beliebtheit erfreute. Christine Göhmann-Lehmann hat in ihrer Arbeit eine Vorform des bis heute verwendeten Poesiealbums beleuchtet und sie damit, dem eigentlichen Zweck des «Stammbuches» folgend, vor dem Vergessen gerettet.

Florian Flaig